

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1877.

II. Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Der Erbonkel.

Novelle von Ernst von Waldow.

(Fortsetzung.)

Es ist selbstverständlich, daß sowohl der Abgang von Wolfsburg, als die Ueberfiedelung nach Dohlenwinkel, mit dem der Hofrätin nothwendig scheinenden Pomp inszenirt wurden.

Zu letzterem Zweck mußte Herr Sebalbus einen Brief an den Erbonkel schreiben, in welchem demselben der große Entschluß gleichsam als ein ihm gebrachtes Opfer dargestellt wurde. Die beigefügten Grüße der Schwägerin Edeltrud von Bartels, Geborenen von Redenstein und der Nichten, wie des Neffen, waren bestimmt, den Erbonkel schon von vornherein für diese edlen Glieder des Bartels'schen Stammes günstig zu stimmen.

An Bruder Johann Bartels, den Möbelfabrikanten, wie er jetzt von der Hofrätin genannt wurde, war noch die Bitte gerichtet: eine „standesgemäße“ Wohnung zu besorgen und dieselbe zum würdigen Empfange des hofrätlichen Mobiliars vorzubereiten.

So schien denn alles auf das beste eingeleitet und alle Vorbereitungen, den Hausstand aufzulösen, waren getroffen, als, zu spät für die Ungeduld der Hofrätin, endlich aus Dohlenwinkel das längst erwartete Antwortschreiben des Erbonkels eintraf. Selbes traf in einem selbstfabrizirten, schief geschnittenen Kowert und war mit blasser Tinte in großen Zügen auf graues, dickes Papier beschrieben. Es lautete:

„Lieber Bruder Sebastian!

Es thut mir leid zu hören, daß man dir den Abschied gegeben hat. Freilich ist es eine alte Wahrheit, daß Hofbeamte und Karrengänule gleich schlecht belohnt werden, daran hättest du denken sollen, als du in den Dienst des Herzogs tratest, wovon ich dich, jedoch vergebens, abzuhalten suchte.

Deshalb, mein lieber Sebastian, fühle ich mich auch durchaus nicht veranlaßt, dir irgend welche Unterstützung angedeihen zu lassen, was ich, um jede Frrung zu vermeiden, hier gleich anfangs bemerke.

Was nun deinen Entschluß betrifft, nach Dohlenwinkel zu kommen, so fürchte ich, daß du, wie es heißt, die Rechnung ohne den Wirth gemacht hast. Auch werden die Umzugskosten schwer herauszuschlagen sein und dann — der Heller gilt nur da, wo er geprägt wird. Aber du wirst dir ja als vernünftiger Mann und Hausvater alles dies reiflich überlegt haben.

An unsern Bruder Johann, den Tischler (ich weiß nichts davon, daß er „Möbelfabrikant“ geworden) habe ich deine Botschaft

ausgerichtet, doch ehe er eine Wohnung für dich miethen kann, mußt du deine Wünsche, eine solche betreffend, genauer formuliren. Weder ich noch Johann wußten, was eine „standesgemäße“ Wohnung ist. Meiner Ansicht nach ist eine standesgemäße Wohnung die, welche man zahlen kann — so sage uns denn, wie viel deine Mittel erlauben, darauf zu verwenden.

Der Frau Schwägerin, sowie den Nichten und dem Neffen, von denen ich zum erstenmale Genaueres höre, meinen Gegengruß.
Dein aufrichtiger Bruder

Jakob Bartels.“

Der Brief dieses „aufrichtigen“ Bruders machte auf die Familie von Bartels natürlich keinen sehr angenehmen Eindruck.

Frau Edeltrud sprach von „vulgären Krämerseelen, welche Höheres nicht zu würdigen verstanden“, und auch Herr Sebalbus — recte Sebastian, wie sein Name ursprünglich lautete — schüttelte gar bedenklich das graue Köpfchen und murmelte trübe vor sich hin: „er hat sich nicht verändert — immer noch der Alte.“ Die Hoffnung, das Erbe des Bruders für sich oder die Seinen zu erwerben, hatte sich sehr verringert.

Nur Ubelgunde erklärte den „Erbonkel“ für ein Original und stellte die kühne Behauptung auf, daß es ihr zweifellos gelingen werde, seine Gunst zu erobern. Das arme Mädchen spann sich in romantische Träume ein und ersann immer neue Pläne, die alle zum Zweck hatten, den Sieg über die übrigen erbberechtigten Verwandten zu erringen.

Sie dachte es sich so schön, als die Besitzerin fabelhafter Reichthümer wieder nach Wolfsburg zurückzukehren, vor den treulosen Geliebten hinzutreten und ihm zuzurufen: „Du hast mich verschmäht, weil ich arm war, siehe, meine Liebe vergibt und will dich mit Krösus-Schätzen überschütten — sei glücklich!“

Ubelgunde hatte sich so fest in diese angenehme Vorstellung hineingelebt, daß sie oft sogar im Sinne der einen oder anderen Rolle, die sie heimlich sich zutheilt, auch im gewöhnlichen Leben sprach. Ihren Vater hatte sie schon verschiedene Male „theurer Dheim“, den Laufburschen „Theobald“ genannt und zu der alten Schenkerfrau sagte sie, als sie derselben einen zerrissenen Morgenrock und mehrere besetzte Schuhe schenkte: „sei glücklich“.

* * *

Es war an einem kühlen Herbstabend, als die N.ische Postkutsche, ein alter, langer, gelb gestrichener Kumpellasten, durch den grauen Thorbogen des Städtchens Dohlenwinkel rasselte.

Die engen und nicht eben sauber gehaltenen Straßen waren öde und menschenleer. Nur hier und da schritt noch ein verspäteter Spaziergänger über das holperige Pflaster seiner Behausung zu, oder eine Magd, die am Rathsbrunnen einen kühlen Trunk zum Nachtmahl geholt, schlüpfte behende an den Häuserreihen entlang, trotz der Eile noch einen schnellen Blick in das Innere der Postkutsche werfend und sich darüber verwundernd, daß selbige heut so gefüllt erschien.

Die gelbe Arche barg trotzdem nur vier Personen in ihrem Schoße: das Ehepaar von Bartels und dessen weibliche Sprossen. Der kleine Adelhardt war einer Militär-Erziehungsanstalt anvertraut worden und in Wolfzburg zurückgeblieben. Frau Edeltrud hatte dies mit dem Aufgebot ihres ganzen Einflusses durchgesetzt, und der regierende Herzog in Gnaden dem einstigen Hofbeamten die nachgesuchte Freistelle für den Sohn bewilligt. So war doch wenigstens die Gefahr beseitigt, daß der Stammhalter der Familie Bartels gleich dieser in dem elenden Nest versauere — wie die Hofrätthin seufzend gemeint.

Jetzt saß die gute Dame steif wie ein hölzernes Heiligenbild — aber ohne Gnade — auf dem hartgepolsterten Wagensitz; sie war zwar todtmüde und „unmenschlich“ hungrig, wie sie erst vor einer halben Stunde versichert, aber die Verpflichtung, den Dohlenwinklern zu imponiren, die Nothwendigkeit der Repräsentation gab ihr auch die Kraft, alle die kleinen Leiden des menschlichen Lebens mit herzhafter Geduld zu ertragen. Frau Edeltrud war eine Märtyrerin der Convenienz, und sie hätte besonders in ihrer Glanzzeit bei Hofe eher die Qualen eines indischen Säulenheiligen ertragen, als auch nur um Haaresbreite gegen die Etikette verstoßen.

Es war zu beklagen, daß der Heroismus der stattlichen Dame so wenig Anerkennung fand, denn selbst als der Wagen nun endlich in dem schmutzigen Posthose hielt, war auch nicht der Schatten eines Menschen zu erblicken, noch war irgend eine Vortehrung getroffen, die Reisenden zu bewillkommenen.

Herr Sebalbus, obgleich von der langen Fahrt gleichfalls sehr erschöpft, sprang indessen so behende aus dem geöffneten Wagenschlag, daß die Vermuthung nahe lag, er wollte sich der immer peinlicher werdenden Situation durch schleunige Flucht entziehen. Wirklich eilte er auch auf die Straße hinaus und spähte ängstlich, ob nicht endlich jemand nahe, der wenigstens als ein Abgesandter der Familie Bartels gelten und die säumigen Verwandten in den Augen der strengen Gattin hätte entschuldigen können.

Indessen blieb diese noch immer mit der gleichen Grandezza im Fond der alten Postkutsche sitzen, ihr gegenüber Adalgunde, welche die gelösten Hutbänder knipfte und den schmerzenden Kopf mit der Hand stützte. Die kleine Rose blickte neugierig und erwartungsvoll um sich und jetzt in das runzelvolle Gesicht des alten Postillons, der seine Kappe rückend mürrisch sagte:

„Wollen denn die Madame nicht aussteigen, wir sind ja nun da, und der Wagen soll in den Schuppen.“

Frau Edeltrud wandte dem Sprecher ihr Antlitz zu und auf demselben lag ein Ausdruck so großer Entrüstung, als hätte er ihr eben eine Liebeserklärung gemacht und den Antrag gestellt, mit ihm zu fliehen. Das ging ihr aber auch zu weit! Der Mensch muthete ihr, der Hofrätthin von Bartels, geborenen Frein v. Reckenstein, zu, so ohne weiteres ihren Fuß in einen finsternen, schmutzigen Hof zu setzen, aus dem Wagen zu steigen, ohne daß sie von diesen erbärmlichen Kleinstädtern, welchen sie die Ehre erzeigte, unter ihnen zu wohnen, gebührend empfangen worden wäre! Und wo war denn er, der „unverantwortliche“ Gatte und Vater, der die Seinen schutzlos den Brutalitäten „solcher Plebejer“ überließ?

Adalgunde, der Mutter Aufregung bemerkend, mischte sich schnell ein. Ihre poetische Natur traf, wie sie wenigstens glaubte, auch im Umgange mit niederen Leuten stets den richtigen Ton.

„Der brave Mann“, sagte sie mit sanfter Stimme, „weiß ja nicht, was er spricht, er wollte dich sicher nicht beleidigen, liebe Mama.“

„Na, da hört alles auf,“ unterbrach der Postillon, noch mehr erlautet als verlekt. „Ich, der Martin Klehuber, soll nicht mehr wissen, was ich rede? Da müßte ich doch betrunken sein und ich kann Ihnen versichern, Mamsellchen, daß ich so nüchtern bin, wie eine Fastenbrotzel. Uebrigens müssen Sie das selbst am besten

wissen, da mir der Herr Papa auch nicht das kleinste Glas Bier unterwegens hat einschenken lassen. Kurios genug aber ist's, daß Sie hier, wie mir scheint, in der Postkutsche übernachten wollen.“

Die Hofrätthin unterbrach den Redestrom des ehrlichen Martin Klehuber.

„Enden wir diese empörende Szene“, sprach sie würdevoll, indem sie sich langsam anschickte, den Wagen zu verlassen.

Glücklicherweise erschien in diesem Augenblick Herr Sebalbus in der Einfahrt des Hofes und beeilte sich, der erzürnten Dame seine Hilfe anzubieten, die ihr auch sehr nothwendig war, denn sie stützte sich bebend auf des Gatten Arm und stieß abgebrochen hervor:

„Nur fort von hier — in das erste beste Hotel.“

Das graue Männchen war dadurch völlig konsternirt und wiederholte, fast maschinenmäßig, sich fragend zu dem Postillon wendend:

„Wo ist denn hier ein Hotel?“

„Ein Hotel?“ murmelte Martin, sich hinter den Ohren kratzend — „ein Hotel?“ dann erleuchtete ein Blitz des Verständnisses seine gefurchten Züge und er sagte: „Ah, darum auch! Na wissen Sie, lieber Herr, aus der Geschichte ist ja nichts aemordbarlich war der Grund schon gegraben, aber es ist zu früh ausgegangen, da hat's der Fleischermeister Billiges gekauft. Was sollten wir denn auch hier in mit einem Irrenhause. Da hat man Sie falsch befind nun gewiß recht weit hergereist gekommen in Madame!“

Bei diesen letzten Worten warf der ehrliche Mann einen halb scheuen, halb mitleidigen Blick auf das der Hofrätthin.

Herr Sebalbus brach in ein gezwungenes, krampfhaftes Lachen aus, dann entgegnete er schnell:

„Ah, das ist ein Hauptspäß. Ich glaube gar, der gute Mann hält uns für Kranke, die“ —

„Aber Sie wollten ja in ein Hotel,“ warf der Postillon verlegen dazwischen, „und die Anstalt von dem Doktor Meyer hatte auch so einen französischen Namen.“

„Kann sein — wir wollen allerdings in ein Hotel — das ist ein Gasthaus — verstehen Sie, lieber Freund,“ mischte sich die sanfte Adalgunde ein, „wo ist denn das erste hier in Dohlenwinkel?“

„So — so, in ein Gasthaus — ja, warum haben Sie das denn nicht gleich gesagt, Mamsellchen. Und in das erste wollen Sie, nun, das hätten Sie bequemer haben können, da sind wir vorbeigekommen. Das erste ist gleich beim Thor, das ist aber nur eine Fuhrmannskneipe.“

Frau Edeltrud zuckte zusammen, aber sie erwiderte nichts. Der Hofrath wartete es nicht ab, bis sie die Sprache wieder erhalten, denn den Irrthum des Postillons schnell gewahrend, rief er:

„Nicht der erste — der beste Gasthof — welcher ist das?“

„So, der Beste! Na, das ist doch natürlich der „Schwarze Wallfisch“, justament gegenüber, spaziren Sie nur hier durch das Thor, da drüben ist's, wo der Hausknecht jetzt die Laterne anzündet. He, Christian, der „Wallfisch“ kriegt Gäste, komm er hernach auf einen Sprung herüber und helf' er mir das Gepäc vom Wagen laden. Wird Ihnen alles prompt auf die Stube gebracht werden,“ schloß er, indem er dem kleinen Köschel, das von den übrigen ganz vergessen worden war, aus dem Wagen half.

Die kleine Rose erreichte die Thüren eben noch, als diese über die ebenfalls nicht sehr saubere Schwelle des Gasthauses „zum Schwarzen Wallfisch“ schritten.

Doch brachte der vorerwähnte Hausknecht des besten Hotels in Dohlenwinkel den Gästen ein wohlthuendes Verständniß entgegen.

Die hochmüthige Niene, mit welcher Frau Edeltrud seinen Gruß ignorirt, löste ihm jedenfalls Respekt ein, und so führte er denn die vornehmen Reisenden sogleich über die matt erleuchtete Stiege in das erste Stockwerk des Hauses, öffnete dort eines der besten Gastzimmer und rief mit lautschallender Stimme: „Rieke — Rieke!“

Als die Gerufene, das Stubenmädchen, erschien, empfahl er sich und machte nun erst seinem Herrn eine Mittheilung von dem großen Ereigniß.

Die Hofrätthin hatte sich indessen in die weitausgebreiteten Arme eines großen Lehnstuhls sinken lassen und räusperte sich vernehmbar. Diese leisen Anzeichen eines bevorstehenden Sturmes löst den Gatten eine sehr gerechtfertigte Besorgniß ein, und in dem Bestreben, dem tiefverletzten Gemüthe der geborenen Frein

v. Reckenstein eine kleine Genugthuung zu verschaffen, sprach in sehr gepreiztem Tone zu dem Dienstmädchen gewandt, das eben die dicken Talgkerzen in den hohen, blankgeputzten Messingleuchtern entzündete:

„Mein Kind, geleiten Sie diese Damen in das für sie bestimmte Gemach und erweisen Sie ihnen dort alle Dienste, lassen Sie ihnen alle Bequemlichkeiten angedeihen, welche das Haus zu bieten vermag.“

„Wünschen die Herrschaften noch ein Zimmer,“ fragte das Mädchen dienstfertig, „mit zwei oder drei Betten?“

„Die gnädige Frau wird Ihnen ihre desfallsigen Befehle schon geben, führen Sie die Damen nur in ihr Gemach. Nicht wahr, meine theuere Edeltrud,“ fuhr er, der sich schwerfällig aus den weichen Polstern des Beinhuhls Erhebenden den Arm bietend, fort, „wenn du dich etwas restaurirt haben wirst, dann nehmen wir das Souper hier in diesem wohllichen Gemache zusammen ein?“

Sie nickte nur stumm Gewährung, die Gegenwart der Dienerin verschloß ihren Mund, dann folgte sie der freundlichen Einladung des voranschreitenden Mädchens und verließ mit Adalgunde das Zimmer; Kösschen trippelte hinterdrein.

Der Gatte und Vater stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als er seine Lieben verschwinden sah. Das Mittel hatte sich probat erwiesen, freilich war der Sturm nur für den Moment abgeschlagen, denn davon war er überzeugt, daß die Gattin eher sterben als ihn mit ihren Klagen verschonen werde — aber, wer weiß, es konnte ja irgend ein unerwarteter Zufall eine mildere Stimmung erzeugen — bestenfalls hatte er Zeit gewonnen, und das war schon etwas.

Uebrigens war das Selbstgefühl des kleinen Mannes ebenfalls in nicht geringem Grade durch den lieblosen Empfang der Dohlenwinkler Verwandten verletzt. Er theilte, was dies betraf, der Gattin Meinung, daß diese Kleinstädter es sich immerhin zu großer Ehre rechnen könnten, den Hofrath v. Bartels zum Wärbürger zu erhalten.

Deshalb warf sich der kleine Hofrath auch recht stolz in die Brust, als nach bescheidenem Anklopfen der Wirth des schwarzen Wallfisches in's Zimmer trat und sich höflich nach den Wünschen der „verehrten Gäste“ erkundigte.

Ehe die letzteren zur Aussprache kamen, sagte das graue Männchen, mit einer graziösen Handbewegung nach einem leeren Stuhle weisend:

„Nehmen Sie Platz, Herr Wallfisch; wir sind, wie mir scheinen will, alte Bekannte, nur wußte ich nicht, daß Sie jetzt hier in dohlenwinkel einen Gasthof besitzen. Sie lebten früher bei Ihrer Tante in Neustadt, wenn mir recht ist?“

„Ja“ — stammelte der Wirth, sich auf dem angebotenen Sessel niederlassend — „aber, wenn Sie das alles so genau wissen, dann können Sie ja nur ein Stadtkind sein, der“ —

„Ich bin der Hofrath v. Bartels,“ fiel Herr Sebalbus würdevoll ein und schüttelte die ihm dargebotene Rechte des einstigen Schulkameraden.

„Dacht ich's doch,“ rief dieser, die Hände zusammenschlagend, „hab' ein Vöglein davon singen hören!“

„Das war wohl mein Herr Bruder Jakob?“

„Ja — hab' zuweilen die Ehr' seines Besuches.“

„Und die übrigen Glieder der Sippe?“

„Kommen auch ab und zu. Der Herr Meister trinkt regelmäßig sein Schöppchen hier.“

„Wie vertragen sich denn die Geschwister unter einander?“

Herr Wallfisch lächelte und schob sein goldgesticktes Käppchen vom rechten zum linken Ohre.

„Deutsch gesagt vertragen sich die Leutel wie Hund und Katz — ist halt eine kuriose Geschichte das.“

„Wir reden davon noch mehr,“ erwiderte der Hofrath hastig, denn der Ruf: „Sebalbus!“ war, aus dem Nebenzimmer dringend, an sein Ohr geschlagen. „Dann müssen Sie mir auch von sich erzählen, lieber Wallfisch, und wie es gekommen, daß Sie Sich hier angekauft. Ist die alte Tante gestorben?“

„Zu dienen. Aber, Herr Hofrath, die Geschichte hört sich an wie ein Roman, das glaubt niemand, der das nicht selbst, wie ich, erlebt. Mein Glück und mein Unglück — oder eigentlich mein Unglück und mein Glück — verbesserte er sich — verdanke ich ganz allein dem Liebe vom schwarzen Wallfisch von Askalon — Sie kennen es gewiß auch — es ist ja ein Studentenlied — werden Sie das glauben?“

„Sebalbus!“ rief eine Stimme im Nebenzimmer.

Jetzt eilte der Hofrath fort. „Gewiß, wir sprechen uns dieser Tage recht umständlich über all das aus; für heute bitte ich nur um ein recht gutes Abendessen — hier oben — meine Gattin wird zu ermüdet sein, um an der Wirthstafel zu speisen.“

„Verstehe — soll alles pünktlich besorgt werden,“ antwortete der Wirth, sich verneigend, dann verließ er das Gemach.

In dem geräumigen Hausflur angekommen, öffnete er die Thür, welche in die große, sauber gehaltene Küche führte und rief:

„Grethel — Grethel!“

„Komm' schon!“ erwiderte eine stattliche, noch immer hübsche Frau, und in das Hinterzimmer tretend, wohin ihr der Gatte schon vorausgeeilt war, fragte sie gelassen:

„Na, was gibt's denn, ist's wegen der Fremden droben?“

„Natürlich,“ kicherte Herr Wallfisch, wohlgefällig sein rundes Bäuchlein klopfend, „den' dir nur, der alte Meister Jakob hat doch recht gehabt, jetzt sind die adligen Bartels'schen auch angerückt kommen, die droben sind's. Alleweil wird die Raßbalgerei losgeh'n!“

„Na, da spielt's aus!“ sagte die dicke blonde Frau und setzte sich schwerfällig nieder.

Ueber das lange und für gewöhnlich nicht sehr geistreich in die Welt schauende Gesicht des schlachtblonden Wallfisches glitt ein schlaues Lächeln, wie Sonnenschein, dann murmelte er händerreibend:

„Wird uns ein hübsches Sümmdchen eintragen das — denn nun werden Herr Jakob, der Hofrath, Eusebius und Johann noch öfter hier erscheinen und ihre Klagen und Anschuldigungen anbringen bei einem frischen Schöppchen von meinem guten Wein. Uebrigens scheint der Sebastian oder Sebalbus, wie seine adlige Frau ihn ruft, nicht allzu hochmüthig geworden zu sein, denn er erinnerte sich noch der alten Freundschaft und will morgen bei einem guten Tropfen ein Pflauderstündchen mit mir halten. Schien ihn gewaltig zu interessiren, wie der arme Lehrersohn zu einem so stattlichen Anwesen und einer so hübschen Frau gekommen sei — werd' ihm das alles erzählen und das Lied vom schwarzen Wallfisch als Dreingabe vorsingen.“

„Jonas,“ lächelte die geschmeichelte Gattin und hob warnend den Zeigefinger in die Höhe, „Jonas, da wirst du wieder viel zusammenflunkern und dich herzlich herausstreichen.“

„Nur die Wahrheit, Weibchen — ach ich bin heut so vergnügt, wie wär's, Margaretlein, trinken wir ein Schöppchen, ich sing' dir dann auch eins:“

„Im schwarzen Wallfisch zu Askalon —“

„Mann, bist denn gar närrisch geworden? ich muß ja nach der Küche, das Nachtmahl richten lassen!“

„Herrje — da fällt mir ein, der Herr Hofrath v. Bartels wünschte ja das Nachtesten bald und oben in der grünen Stube einzunehmen — das hätt' ich fast vergessen!“

„Pflauderhans!“ rief die dicke Frau strafend, erhob sich und eilte in die Küche.

Auch wir verlassen den etwas beschämt dastehenden Wallfisch, dessen Geschichte der geneigte Leser im nächsten Kapitel erfahren wird, und begeben uns in den Oberstock, in das Zimmer des Hofraths, der jetzt nicht mehr allein, sondern im Kreise seiner gleichfalls hungrigen Lieben sich befindet.

Frau Edeltrud macht eben Miene, die Schale ihres Zornes recht gründlich über Dohlenwinkel und dessen Bürger auszuschütten, als nach einem hastigen Anpochen die Thür geöffnet wird und ein mageres Männchen sich in's Zimmer schiebt, das eine unleugbare Familienähnlichkeit mit dem adligen Bartels hat, also jedenfalls ein Sproß dieses Geschlechtes ist.

Man sieht es dem Männchen an, daß es die Sonntagstoilette in großer Eile gemacht, denn der neue Ueberrod ist über ein zerknittertes Hemd fast bis oben herauf zugeknöpft und die braunen Hände, die von harter Arbeit zeugen, sind nur nothdürftig gewaschen.

„Grüß Gott alle bei einand'!“ ruft Meister Johann Bartels, der Tischler, denn dieser ist das Männchen, mit etwas linksischem Gruße der adligen Sippe entgegen.

Der Hofrath erhebt sich schnell und wird von dem Bruder hastig umdrmt.

„Also da bist du doch gekommen, Sebastian — schau, schau — so alt und grau geworden — und das ist wohl deine Frau Gemahlin? Grüß Gott, Frau Schwägerin, nun, meiner Frau, hat sich da etwas Hübsches ausgesucht, der Bastian, müssen mal sehr schmuck gewesen sein — freut mich, freut mich!“

Die Hofrätthin erhob sich steif und legte ihre feine Rechte in die schwielige Hand des Meisters.

„Gewiß der Schwager Johannes,“ sprach sie dabei und füß kühl hinzu:

„Wir hatten Sie früher erwartet — es war wahrlich ein trüb-seligster Empfang hier in der fremden Stadt, wir wußten ja nicht einmal wohin uns wenden und —“

„Ja, ist denn der Lehrjunge nicht im Posthof gewesen?“ fragte der Meister erstaunt, während er dabei mit dem rechten Arm wieder eine hastige Bewegung machte.

„Behüte — keine Seele war da,“ erwiderte schnell Herr Sebalbus, der die Stirn der Gattin sich verfinstern sah. Die Erwähnung des „Lehrjungen“, welcher als Abgesandter Meister Bartels die geborene Freiin v. Reckenstein hatte bewillkommen sollen, war doch auch allzu demüthigend.

„Der Rader soll aber eine tüchtige Tracht Schläg' bekommen,“ rief der ahnungslose Meister dazwischen. „Ich war ganz sicher, daß Ihr hier wohlbehalten in den schwarzen Wallfisch geführt würdet, falls Ihr heut kämt, denn daran zweifel' ich noch, in dem heut Freitag ist und die Damen ein wenig abergläubisch sind — meine Alte z. B. bräch' ich nicht um alles Geld dazu, Freitag zu reisen. Aber wart', du Taufens-sakramenter!“

Jedenfalls galt die letztere Bezeichnung wieder dem nachlässigen Lehrjungen.

Frau Edeltrud lächelte hoheitsvoll — was hätte sie auch erwidern sollen?

„Und das sind meine Nichten?“ wandte sich der Meister wieder mit einer hastigen Seitenschwenkung und einer Bewegung, als lege er den Hobel an, zu Sebalbus.

„Ja,“ meinte letzterer vorstellend, „meine älteste Tochter Adelgunde — die jüngste, unser Köschchen.“

Adelgunde stand auf und streckte dem Onkel ihre Hand hin, die er herzlich schüttelte.

„Hm, hm, ein hübsches Fräulein — wohl schon Braut, wenn man fragen darf?“

Das arme Mädchen erröthete und senkte schweigend die Blicke; Köschchen überhob die Schwester der Antwort, indem sie sich zu-traulich an den neuen Onkel anschmiegte und nach den kleinen Cousins und Cousinen fragte, mit denen sie ja spielen werde, wie Papa versprochen.

„Ja, ja, mein Töchterchen, gewiß, übermorgen wirst du alle kennen lernen“ — damit fuhr Herr Johann Bartels lebhaft auf die andere Seite und bewegte heftig einen illusorischen Hobel — „dabei fällt mir ein, daß ich die geehrte Frau Schwägerin, den Bruder Sebastian und die lieben Nichten auf Sonntag zu einem Mittagessen laden soll. — Wir sind nur einfache Bürgerleut', meine Frau und ich,“ setzte er entschuldigend hinzu, „und bitten daher, uns erst Sonntag zu beehren. Morgen ist Samstag — Arbeits- und Scheuertag, da darf ich meiner Alten niemals mit einem Besuch kommen, so wird sie Sonntag alles herrichten und hat dann selbst eine Freud', wenn die Gäste in die blanken Stuben kommen. Also abgemacht, auf Sonntag!“

„Wir werden uns die Ehre geben,“ sagte die Hofrätthin steif. „Die Ehre — ha ha — ganz auf meiner Seite, auf meiner Seite, Frau Schwägerin — wünsche wohl zu ruhen — bitte auf den Traum zu achten, der erste Traum in einer neuen Wohnung und gar in einem neuen Ort, geht allemal aus — ja ja — fragen

e nur Schwester Emmerenzia, die legt den ganzen Tag und allen Leuten in Dohlenwinkel die Karten — natürlich umsonst — aber trotzdem triff's zu — wenigstens in den meisten Fällen. — Aber jetzt muß ich fort — ja heut' muß noch fleißig bis in die Nacht hinein gearbeitet werden — pressante Bestellung — das letzte Bettchen — solche Leut' haben keine Zeit mehr zum Warten — wollen zur Ruh. Ist die Mutter vom alten Herrn Pastor, hab' just das Maß zum Sarg genommen, ehe ich herging — konnt' deshalb nicht eher kommen. Na — wird schon seine Prügel heut' noch kriegen, der Himmelsakramenter (hier war wieder der Lehrjunge gemeint). Wünsch' wohl zu ruhen allen mit einander — und nichts für ungut.“

Damit war er schon zur Thür hinaus und stieß mit dem rechten Arm, den er wieder vorgestreckt, als wolle er schon hier den Hobel an die zum Sarge für die Frau Pastorin selig bestimmten Bretter ansetzen, so heftig an die Magd, die eben mit dem besetzten Präsentirteller zur Thür herein wollte, daß Gläser und Teller laut aneinander klrirten, die fette Kalbsbratensauce in die eingekochenen Kirschchen rann und der Saft dieser letzteren sich auf Tisch Tuch und Servietten ergoß.

„Aber Herr Meister Bartels — haben Sie denn gar keine Augen!“ grollte die erzürnte Magd.

Die Hofrätthin sandte einen Blick stummer Anklage zu dem rauchgeschwärzten Plafond des grünen Fremdenzimmers, dann glitt dieser Blick auf das blasse Antlitz des grauen Männchens und an Sebalbus' Ohr drang der Weheruf:

„Alles dies ist dein Werk, Barbar!“

Er senkte das schuld-bewußte Haupt.

* * *

Die erste behagliche Stunde, welche der vielgeplagte Hofrath in seiner Vaterstadt zubrachte, war jedenfalls diejenige, in der er plaudernd und sein Schöppchen trinkend in der gemüthlichen Schenkstube des Gasthauses saß, und von den beredten Lippen des alten Schulfreundes die seltsam verschlungene Lebensgeschichte des letzteren vernahm.

Da wir dieselbe dem Leser nicht vorenthalten wollen, aber, gleich Frau Margarethen, in die Wahrheitsliebe des schlauen Wirthes nicht eben großes Vertrauen setzen, auch dessen Weit-schweifigkeit fürchten, geben wir sie hier ohne jede Ausschmückung, ganz objektiv und der Wahrheit gemäß.

Vor Jahren war der dicke Wirth des ersten Hotels in Dohlenwinkel ein gar armer Waisenknaabe — jung und unschuldig und hieß — Jonas Wallfisch.

Ein merkwürdiger Name, nicht wahr, und eine noch eigen-thümlichere Zusammenstellung.

Wahrscheinlich hatten die alten Wallfische, seine Eltern, ihren an sich schon seltenen Stamm durch diese Nuance vollständig aus dem Rahmen des Gewöhnlichen und Gewohnten heben und dem Träger desselben als Pathengeseht eine ganz ungeheuer Originalität bescheeren wollen.

Jonas hätte demnach von Geburt aus eigentlich die Verpflichtung gehabt, ein Genie, mindestens ein Original zu werden, zum allermindesten ein origineller Lump zu sein. Aber nichts von alledem — —

(Fortsetzung folgt.)



Michel Angelo. (Siehe Seite 22.)



Die letzten Augenblicke der Festung Szigeth. (Seite 23.)

Nach Vollendung seiner Studien bei Hauy in Paris, dem Stifter des ersten Blinden-Institutes, im Sommer 1832, begann Howe in Boston sein erste Thätigkeit als Blindenlehrer, und zwar mit auf der Straße aufgelesenen Kindern, zuerst bloß sechs an der Zahl, welche aber rasch anwuchs.

Sein Werk war indeß ein viel edleres und umfassenderes, als das Hauy's, der bloß darauf abzielte, den Blinden doch einigen Unterricht zu ertheilen. Er hatte die kühne Idee durchdacht, den fehlenden Gesichtssinn durch die übrigen Sinne möglichst und zwar soweit zu ersetzen, daß jeder Blinde ein sich selbst erhaltender, freier und gleicher Mensch, ein Gebildeter auf der Höhe seiner Zeit werden sollte. Dazu bedurfte es einer ganzen Anzahl neuer Erfindungen außer den schon gemachten wenigen, einfachsten; und diese hatte er größtentheils selbst zu erdenken und mit eignen Händen herzustellen, weil die Geldunterstützungen für seine Anstalt anfangs sehr spärlich flossen. Es galt, alle Werke zu studiren, welche über sein neues Fach, über Physiologie und alle den Menschen behandelnden Wissenschaften zu haben waren. Es galt Künste, Handwerke und sonstige Beschäftigungen zu finden, in welchen Blinde genau soviel oder mehr leisten könnten als Sehende, und sie den Blinden zu lehren. Es galt tüchtige Gehilfen zu wählen und anzuleiten, wie sie unterrichten mußten, um mindestens zehn verschiedene Broterwerbzweige zu lehren, und einige Fabrikgebäude, sowie einen Verkaufsladen zu errichten, in welchen preiswürdige Waaren geliefert würden, so daß dabei den Blinden aller Reingewinn zufiele. Es galt, eine große Anzahl tüchtiger Lehrer und Leiter für alle Blindenanstalten der Vereinigten Staaten in seinem Sinne auszubilden, damit seine Idee und Praxis nicht nach oberflächlicher amerikanischer Art verwässert würde. Und bis er dieses Ziel erreicht hatte, bis er zugleich die Theilnahme aller empfänglichen Mitbürger für dasselbe gewonnen hatte — eine in Amerika trotz allem damaligen Gemeinsinne eine sehr schwere Sache — gab er sich nur diesem einen Streben hin und vertagte alle seine sonstigen Reformpläne.

Nachdem er es aber erreicht hatte, unternahm er eine weitere Reise durch Europa, um den Taubstummen-, Blind- und Wahnsinnigen-Unterricht, die Reformbestrebungen im Gefängnißwesen und das gesammte Schulwesen überhaupt genauer kennen zu lernen. Zum Reisegefährten wählte er sich außer einer eben heimgeführten Gattin — einer der gebildetsten und edelsten Frauen des Landes — den nachher als Schul-Reformator unvergänglich gewordenen Horace Mann, dessen spätere Schulverbesserungspläne er auch vielfach unterstützt hat. Kurz vorher jedoch hatte er ein Kunststück erfunden, welches sofort seinen Namen unter allen Menschenfreunden Europa's berühmt gemacht hatte. Er hatte die blind und taub geborne Laura Bridgman, welche obendrein einen sehr schwachen Geruch- und Geschmackssinn zeigte, ein blutarmes elfjähriges Mädchen, soweit unterrichtet, daß sie von anderen weiter unterrichtet werden und fast so sehr als ein vollsinniger Mensch lernen und sich nützlich machen konnte. Welche Erfindungen dazu gehörten und welche liebevolle, unermüdete Geduld, das ist von ihm in der allerbescheidensten Weise in einem besondern, auf vieles Verlangen geschriebenen Buche auseinandergesetzt worden; es hier zu beschreiben, ist ganz unmöglich, unsere denkenden Leser aber werden sich das vorstellen können. In Europa brängten sich zu seiner Bekanntschaft nicht bloß die edlen, fortschrittseifrigen Menschen, sondern auch die Vornehmen und Hochgestellten. Er aber ging den letzteren aus dem Wege, während er zu sehr vielen der ersteren in genaue Beziehung trat. Nirgends und nie hat er den Demokraten, ja, den Sozialdemokraten verleugnet. Er war ja nicht bloß ein Kopfarbeiter, sondern verdiente gütentheils seinen Lebensunterhalt als Handarbeiter. Als Kunstgärtner in seinem Garten verbrachte er jede freie Stunde und erzielte mit seinen feinen Obst- und Beerenforten, Trauben und Gemüsen, Blumen und Sträuchern soviel Nebeneinnahme, daß er mit dem Ertrage einer dürftigen Erbschaft und einem sehr bescheidenen Gehalte als Staatsbeamter ein gastfreies Haus halten konnte, in welchem man früher oder später alle Männer und Frauen, auf welche Amerika wirklich stolz sein kann, kennen lernen mochte. Die Reise dauerte vom Sommer 1843 an anderthalb Jahre und erstreckte sich bis Griechenland, wo Howe seine Ansiedlung besuchte. Da ihm aller Personenkultus verhaßt war, nannte er nirgends seinen Namen, wurde aber

überall wiedererkannt und hatte viele stürmische Versuche, ihn zu verherrlichen, abzuwehren.

Kaum war Howe nach Massachusetts zurückgekehrt, so nahmen die beginnenden Kämpfe um Abschaffung der Negerklaverei ihn noch neben seinen vielseitigen Erziehungszwecken in Anspruch, und er schloß sich nicht nur den Abolitionisten an, sondern redigirte ein Jahr lang eine Wochenschrift in slavereifeindlichem Sinne und blieb bis zur Abschaffung der Negerknechtschaft wohl der wirksamste, wenn auch nicht der lauteste Agitator dafür, außer wo die Gefahr am größten war und kühne That geboten. Sein Werk vorzugsweise war Chs. Sumner's Erwählung in den Senat der Vereinigten Staaten (achtzehn Jahre lang), ferner die Befreiung des Territoriums und Staates Kansas mit Waffengewalt und die Sammlung der Geldmittel zu John Brown's Versuch eines Regeraufstandes in Virginien, welcher nicht verunglückt wäre, hätte nicht eine Anzahl unzuverlässiger Mitverschwornen Verrath gebroht und ein verriihtes Vosschlagen veranlaßt. So sehr er sich nun auch bei alledem im Hintergrunde hielt, um seinen Erziehungszwecken nicht zu schaden, sowie aus Haß gegen alle Rollenpielerei, so war seine Hand doch überall zu erkennen, und er erwarb sich die bittere Feindschaft der Sklavenhalter- und Geld-Aristokratie, welche gerade in Boston höchst mächtig war. Und diesem Haße ist das Mißlingen mehrerer seiner schönsten Pläne zuzuschreiben.

So z. B. gelang es ihm nicht, die deutsche Art des Taubstummen-Unterrichts gegenüber der französischen in Amerika einzuführen, obgleich er selbst wieder eine Anzahl taubstumme Kinder soweit unterrichtete, daß er mit ihnen gelungene öffentliche Vorstellungen geben konnte; und noch heute herrscht in den Vereinigten Staaten die französische Lehrweise. Nach dieser lernen die Schüler mit den Fingern sprechen, können also bloß mit solchen nützlich sich unterhalten, welche diese Fingersprache ebenfalls verstehen, während nach der deutschen sie laut sprechen und an den Gesicht- und Halsmuskeln die Sprache anderer absehen und verstehen, also mit jedermann umgehn können. Als er vollends den Blödsinnigen-Unterricht befürwortete und die von ihm selbst mit blödsinnigen Kindern erzielten Erfolge öffentlich vorführte, ergoß sich eine Sintflut des billigsten Spottes über ihn, und es dauerte Jahre, bis er Staatsunterstützung erlangte, um ein Blödsinnigen-Institut für alle betreffenden Kinder des Staates zu errichten (1848), nach dessen Muster später alle ähnlichen Anstalten in der Union eingerichtet wurden. Seinen unermüdblichen Anstrengungen ist es auch zu danken, daß eine gründliche Statistik aller Unvollsinnigen und Schwachsinnigen im Staate Massachusetts unternommen und von ihm geleitet wurde, wobei das Hauptgewicht auf Ermittlung aller Ursachen, welche zu diesen angebraten und anezogenen Schwächen führen, gelegt wurde. Dieses überaus verdienstliche und in vieler Hinsicht wissenschaftlich bahnbrechende Werk hat klar bewiesen, daß alle diese Sinnes- und Geisteschwächen theils vor, theils nach der Geburt heilbar sein müssen.

Wir müssen uns mit seinen übrigen Reformbestrebungen kurz fassen. In engeren Kreisen wurde seine fast beispiellose Menschenkenntniß und ökonomische Weisheit immer gewürdigt, womit er geringe Mittel große Frucht tragen ließ und sich in der Wahl seiner Gehilfen und Pläne wohl selten vergriff. Er war der Vertrauensmann der kleinen Zahl Wohlhabender, welche nicht selbst fruchtbare Wohlthaten zu erweisen verstanden, und durch seine Hände gingen ansehnliche Summen, womit arme aufstrebende Talente, freihethliche Zwecke und verschämte Noth unterstützt wurden. Governor Andrew, dieser unerfessliche Mann am rechten Plage, der zweimal im Bürgerkriege das größte Unheil abwandte, machte ihn 1865 zum Vorsitzenden der Staats-Wohlthätigkeitsbehörde und gab ihm so endlich Gelegenheit, Gefängnisse und Armenpflege im sozialdemokratischen Sinne zu regeln. Die von ihm aufgestellten acht Grundsätze sollten, wie seine Leichenredner fast alle hervorhoben, mit goldnen Buchstaben über der Thür jeder staatlichen Reformanstalt stehen. Sie wurden auch solange wirklich durchgeführt, als Howe die Anstalten selbst beaufsichtigen konnte; es ist eine Schmach, daß in andern Händen sie alle wieder unbeachtet blieben.

Im Jahre 1863 wurde Howe, zusammen mit den bekannten Sozialisten Robert Dale Owen und James McKay von der

Regierung Lincolns als Kommissäre bestellt, um den Zustand befreiten Sklaven des Südens zu untersuchen, und ihrer Empfehlung entsprang das Freedmens Bureau, welches die ersten Jahre so Großes für die Schulung der Neger und ihre ökonomische Befreiung gewirkt hat, bis es in Pfaffenhände fiel und um fünf Millionen bestohlen wurde. Leider mußten die Kommissäre aus ihrem Bericht die Empfehlung streichen, daß die Rebellen-Länder eingezogen, an Neger und arme Weiße verpachtet, und der Meinertrag des Pachtens zur Bezahlung der Kriegsschuld verwandt werden sollte. Das ging dem Lincoln'schen Kabinette und Kongreß viel zu weit.

Nochmals beanspruchte Griechenland seine weiße Hülfe. Die Griechen auf der Insel Kreta waren gegen die Türkenherrschaft aufgestanden, und Dr. Howe rief 1867 die Hülfe seiner Landsleute für sie wach, sammelte 37,000 Dollars, rüstete ein Schiff aus und brachte ihnen unter größter Lebensgefahr diese Hülfe in passendster Weise selbst, welcher nach seiner Rückkehr nach Boston noch manche weitere Liebesgabe folgte. Die griechische Regierung hat später bei Bekanntwerden seines Todes ihm eine öffentliche Anerkennung ausgestellt, welche eben so sinnig als verdient war.

Wiederum rief ihn die Unionsregierung zu einem wohlgemeinten nationalen Werke. Es galt der Befreiung des spanisch-redenden republikanischen Antheils von San Domingo von der Vergewaltigung durch die nahe Regersherrschaft Haitis und dessen Anschluß an die Vereinigten Staaten. Dr. Howe und zwei andere Ehrenmänner sollten darüber ein Gutachten ausstellen. Dasselbe fiel auf Grund eines meisterhaften Berichts beifällig aus, blieb aber vom Kongreß unbeachtet, weil Präsident Grant schon im ganzen Lande zu unbeliebt war, und der Plan darunter leiden mußte (1869). Ein paar Jahr später suchte eine Gesellschaft von Amerikanern wenigstens im Privatwege den Plan durch Ankauf der Bai von Samana auszuführen, oder doch vorzubereiten, und wieder wurde Dr. Howe zum Vermittler ausersehen. Er fand aber alle Verhältnisse so nachtheilig verändert, daß der Plan

iterte. Er hielt sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit noch Monate lang in San Domingo auf, fiel aber bald nach seiner Rückkehr nach Boston dem dortigen Klima und den Nachwehen seines ersten griechischen Feldzugs, die ihn nie ganz verlassen hatten, zum Opfer. Im Begriffe, seine Pflichtbesuche im Blinden-Institute, dem er fast ein halbes Jahrhundert vorgestanden hatte, und in den übrigen von ihm gestifteten Anstalten zu machen, fiel er benüßlos zu Boden und erlangte sein Bewußtsein bis zu dem zwei Tage später erfolgten Tode nicht wieder. Er hatte einen Monat vorher seinen Tod fast auf den Tag genau vorausgesagt.

Er stand stets um 5 Uhr auf und war bis Abends 10 Uhr thätig. Er war äußerst mäßig. Eine durchaus ritterliche, furchtlose Natur war in ihm mit weiblicher Geduld, Berträglichkeit und Ausdauer vereinigt.

Was er in vernünftiger Gesundheitspflege in allen von ihm geleiteten Anstalten geleistet hat, sodas Krankheits- und Todesfälle in auffälliger Weise vermindert wurden, steht als Muster da. Er war auch der erste, welcher die musikalische Erziehung fast aller seiner blinden Schüler bis zur wahren Kunstleistung erhob.

Nie hat ihn jemand von seinen Heldenthaten, ungläublichen Strapazen, Arbeiten und Erfolgen selbstgefällig sprechen hören. Bei seiner von allen Körperschaften seines Staates, ja unter der Theilnahme des Landes begangenen Todesfeier rühmte ihm — wieviel das in Boston sagen will! — ein hervorragender Redner nach, was folgt: „Er hatte keine Religion, die man mit Namen nennen könnte. Für alle Glaubenssätze, Bekenntnisse und Heuchelei fühlte und drückte er aus die grimmigste Verachtung (supreme contemps). Aber für alle Ueberzeugungen, wie sehr sie auch von den seinigen verschieden sein mochten, hatte er Achtung und unbegrenzte Ehrfurcht vor Pflicht und Rechtthun.“

Aber wozu der Worte mehr? Sein thatenreiches Leben, allem geweiht, was an der Menschheit gut, edel und groß ist, macht ihn ganz zu dem unsrigen.

u. d.

Die Pocken eine Woll- und Lumpen-Seuche.

Von Dr. Sidmann.

Wenn ich der Impferei jedweden mildernden Einfluß auf die Ausbrüche der Pockenseuche abspreche und das Nichtgeimpftsein in keinerlei Weise als einen Motor der Pockenepidemien gelten lasse, so mache ich mich gleichzeitig anheißig, die wirklichen, die natürlichen Hauptmotoren der Seuchenschwankungen namhaft zu machen. Zu nennen sind als solche erstens die Verwilderung in der Schafzucht und die künstliche Massendurchseuchung der Schafwolle auf ihrem lebendigen Mutterboden in früheren Jahrhunderten durch die allgemeinen Schafpockenimpfungen; daran sich anschließend die mangelhafte Entschweißung pockenkranker Handeltwollen und Lammfelle in den Zeiten, welche den Menschenpockenausbrüchen jedesmal unmittelbar vorausgingen; zweitens die skandalöse Menschenblatternimpfung im vorigen Jahrhundert. Dies sind zwei von den Hauptmotoren der Pocken, welche das zeitliche und örtliche Steigen und Fallen dieser Seuche beherrschten; ihnen entsprachen zwei eben so mächtige Seuchendämpfer, nämlich erstens die sanitätspolizeilichen Verbesserungen in der Schafzucht und in der Entschweißung der Pockenwolle, zweitens das Aufgeben der früheren Menschenpockenimpfung — beides um die Zeit von 1806 — 1809, jene gegen die originäre Entstehung, dieses gegen die Weiterverbreitung der Seuche gerichtet.

In Folgendem will ich einen dritten Hauptmotor der Schwankungen der Pockenseuche, den Verkehr durchseuchter Kleider und Lumpen behandeln. Die Lumpenwanderung im weitesten Begriffe des Wortes ist in der That der dritte Haupthebel der Pockenwanderungen, sie ist es, welche in den Einzelfamilien, wie in ganzen Völkern, das Steigen und Fallen der Seuche im großartigsten Stile bewirkt. In dem Maße, wie die Volkshygiene ihre Aufmerksamkeit von der mit Unrecht verurtheilten pockenkranken Menschenhaut, ob sie geimpft oder ungeimpft erkrankt sei, abwendet, und sich mehr, als bisher gezeihen, um die durchseuchten „Lumpen“ kümmert, wird es uns wie Schuppen von den Augen fallen, und wir werden zu unserer

Beschämung erkennen, daß die Impfspielerei uns nur in trügerische Sicherheit gewiegt, uns die Sinne verwirrt und unsere Aufmerksamkeit von dem Hauptpockenverbreiter, den Lumpen, abgezogen hatte.

Als ich im Jahre 1876 auf dem Delegirtencongreß der deutschen Aerztevereine, als Vertreter des medizinisch-ätiologischen Vereines zu Berlin, meine Lumpentheorie als positives Gegengewicht gegen die negative Theorie des Nichtgeimpftseins in die Waagschale warf, da ging ein Zug des Mißmuthes und der Enttäuschung, des Hohnes und der Verleugung gegen mich durch die hochansehnliche ärztliche Delegirten-Versammlung. Wie wenn jemand heranwachsenden Kindern den Glauben an das liebgewonnene Mysterium vom leibhaftigen Christkindlein abbisputiren will, und die entnücherten Kleinen den Kezer, der ihnen das althergebrachte Märchen raubt, gründlich hassen: so kam mir der Jörn, die Entflammung der Gemüther in dem Momente vor, als ich das engherzig gehütete Dogma vom Impflegen mit Zahnen anzutasten wagte. Mit allen Stimmen gegen die meinige wurde meine Lumpentheorie nach der herrschenden „Verdonnerungspraxis“ niedergestimmt und die Herrschaft der Impfnadel noch einmal gerettet; man sprach es unverhohlen aus, daß man Angriffen gegen den Impfzwang ärztlicherseits von vornherein gar keine Antwort zu geben brauche.

So laßt uns denn sehen, was mit der Lumpentheorie, dem dritten Gegentrumf gegen das Impfdogma, auszurichten ist. Trotz den wohlfeilen Kalauern, welche die Herren Collegen auf dem Nerztelegirtencongreß gegen mich und meine Lumpentheorie losließen, als ich die Pockenausbreitungen nicht sowohl von den erkrankten reconvalescenten Leibern, als von dem Wandern der Lumpen ableitete, stelle ich heute den Satz: „Die Pocken eine Lumpenseuche“ an die Spitze dieses Abschnittes meiner Pockenabhandlungen.

In einer früheren Abhandlung habe ich die pockenkranken Schafwolle und die pockenkranken Lammfelle als den ursprünglichen Mutterboden der Menschenpocken, als den Pockenvermittler zwischen Schaf und Mensch, zwischen Schafpockenseuchen und Menschen-

podenfeuchen kennen gelehrt und geschichtliche und statistische Haltpunkte für diese Theorie erbracht. Heute wollen wir untersuchen, welche verpestende Rolle die zu Kleidern, Betten zc. verarbeitete gesunde Wollfaser als geschicktester Zwischenträger zwischen Mensch und Mensch, zwischen erkrankten und gesunden Menschen spielt. Dieser zweite Wollinfluss ist ebenfalls wie der der kranken Rohwolle ein unbegrenzter. Der Verseuchungseinfluss der Wollfaser in Kleidern und Lumpen beruht auf der ungemein großen Absorptionskraft der Wolle für Dünste. Die Ansteckungsfähigkeit der Pocken steht daher parallel nicht zu der Abdunstungsgröße der gewaschenen drei Quadratfuß unbedeckter Hautfläche an Gesicht und Händen, mit welchen der Genesene aus der Pockenstube heraus wieder in den freien Verkehr tritt, sondern parallel zu den ungewaschenen Bett- und Kleiderfasern, die er athmend und dunstend in seiner Krankenstube durchseucht hatte, und die er nachher unter die Menschen trägt. Die durchseuchten Kleiderstoffe wirken genau wie im vorigen Jahrhundert die aufgehängten getrockneten Felle podenkranker Schafe in den Ställen gesunder Schafe und in den Wiegen der Säuglinge; wie diese bei Schafen und Säuglingen die Seuche entzündeten, so machen die Kleider aus schlecht ventilirten Wohnungen podenkranker Menschen die Seuche auf der Straße wie in den Häusern aufzudornen.

Sehen wir zu, mit welcher Geringschätzung die in die Impftheorie vertieften impffreundlichen Aerzte noch bis vor kurzem über die Verseuchungsbedeutung der Wollfaser als Pockenunterdachten und schrieben:

„In Bezug auf die Annahme der Ansteckungsfähigkeit geht man heute sehr weit und desinfiziert Kleider, Betten, Wohnungen, selbst Personen, die im Umgange mit Podenkranken gesund geblieben sind. Nach dieser Anschauung müßte man die Aerzte für Verbreiter der Pocken halten.“

Dr. Gutstadt. „Die Pockenepidemie in Berlin.“

Diese naive, zweifelnde Auffassung Gutstadt's über den natürlichsten Ansteckungsweg, den die Podenseuche doch mit Vorliebe nimmt, kennzeichnet so recht die Oberflächlichkeit, mit welcher Theoretiker über Fragen der hygienischen Seuchenpraxis urtheilen. Wohl muß man da, wo Pockenstuben nicht ausgiebig ventilirt werden, grade die Aerzte und ihre Kleider für Verbreiter, Zwischenträger der Pocken halten; und daß man das bisher meist nicht gethan, das hat dem Volke schon viel Unheil gebracht. „Personen, die im Umgange mit Podenkranken gesund geblieben sind,“ müssen wir von allen Zwischenträgern der Seuche sogar als die gefährlichsten betrachten. Ihre Gefährlichkeit aber haftet an den Kleidern, mit welchen sie sich in den Stubenatmosphären der Podenkranken hineingetaucht hatten. In neuester Zeit, da man ein schärferes Auge auf die Seuchenträger hat, entdeckt man fast von Monat zu Monat neue Fälle, in welchen Kleider als die ergiebigsten Träger des flüchtigen Seuchengiftes erscheinen. Ich selbst sah eine der schwersten Seuchen von Haus zu Haus sich an den Schatten einer „Person“ heften, welche als Krankenschwesterin von außen kommend, „im Umgange mit Podenkranken selbst gesund geblieben war.“ Und Fälle dieser Art, wo nicht ein podenkrankes Individuum, sondern nur Anzüge, welche in geschlossene Pockenstubenlüfte eingetaucht gewesen und sich mit dem Gift gesättigt hatten, die Seuche ausbreiteten, bilden die Regel, die Uebertragungen der Krankheit durch podenkrante Personen oder besser gesagt von den podenkranken Leibern aus sind Ausnahmen.

Die obige Gutstadt'sche Aeußerung zeigt uns, wie gesagt, daß die Aerzte, einseitig nur die Impfspielerei im Auge behaltend, bis auf die neueste Zeit den Hauptmotor der Seuchenausbreitung, die Masseninfizierung leblosen, beweglichen Materials nicht gekannt oder dann doch gewaltig unterschätzt und daher vernachlässigt haben. — Durch dieses allgemeine Verkennen des größten Regulators der Seuchenschwankungen ist uns natürlich für die Statistik der Erkrankungsanstedungen viel schätzbares Beobachtungsmaterial unwiederbringlich verloren gegangen. Wir wollen versuchen, diesen Verlust möglichst nachzuholen, indem wir die Pocken historisch und geographisch als eine Seuche des Lumpenverkehrs beschreiben.

Die Podenseuche ist nun schon so lange und so einseitig mit einer eingebildeten Geleitercheinung, und zwar mit einer negativen, dem Nichtgeimpftsein eines Bruchtheiles der Bevölkerung zusammengezwängt worden, daß es endlich an der Zeit ist, auch einmal eine andere und zwar eine positive Geleitercheinung der Seuchenschwankungen, nämlich die Massenbewegung der Lumpen auf ihren Parallellismus mit der Bewegung der Seuche zu prüfen. Man sieht, daß der oben citirte Gutstadt, der Stiefvater des zu früh geborenen Reichsimpfgesetzes, seine Motive zu diesem Gesetz am

inen Tisch geschrieben, und daß er zuvor wohl nie so recht den Gang einer Podenseuche ätiologisch von Person zu Person verfolgt hatte; sonst müßte er längst gefunden haben, daß allerdings „Personen die im Umgange mit Podenkranken gesund geblieben,“ die Seuche am ergiebigsten fortpflanzen; er würde dann aber auch entdeckt haben, daß nicht der geimpfte oder nicht geimpfte Leib, sondern die ungeimpften Kleider dieser nicht erkrankten oder genesenen Personen die Seuchengefahr in sich bargen und um sich herum ausgoßen. Wer weiß, er wäre dann aber vielleicht auf den lustigen Gedanken gekommen, nun statt der Menschen leiber lieber die bösen Kleider, diese allergefährlichsten Zwischenträger der Seuche, einer Impfung und Revaccinirung zu unterwerfen. Doch Spaß bei Seite, gerade die unglückliche fixe Idee die ungeimpft gefaltete Menschenepidermis sei der Hauptträger der Ansteckungsfahren, verführte die Menschen zu der Impfspielerei und machte und hielt sie blind gegen die gewaltigen Gefahren, welche in den Kleidern der Seuchenstuben verborgen sind.

Wir sagten oben, durch ihr Absorptionsvermögen seien die Wollfasern und verwandten Fasern der Hauptgiftfang und Giftspender für das schwebende Podengift aus den Dunstzonen erkrankter Menschen. Wir müssen uns daher mit dieser verhängnisvollen Eigenschaft der Wollfaser mit ihrer Absorptionskraft etwas näher befassen, um später zu begreifen, wie die Seuche an der Faser haftet und mit ihr von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land die Welt, oft in den launigsten Sprüngen durchwandert. —

Unter Absorptionsvermögen der Kleiderfaser überhaupt und der natürlichen Hautbedeckungen der Thiere (Wolle, Haare, Epidermis) verstehen wir hier diejenige merkwürdige Eigenschaft dieser Stoffe, vermittelt welcher sie im Stande sind, flüchtig Theilchen, welche in Dunstform oder in Dampf gehüllt ihnen zugeführt werden, festzuhalten, in sich zu verdichten und nur in beschränktem Maße durch sich hindurchzulassen und wieder abzugeben.

Die Wollfaser ist dabei ungemein hygroskopisch — diese Thatsache ist für die Ausaat und Verschleppung der Seuchenteile sehr wichtig. Als Dunstfangen wird die Wolle in gesperrten Dunstzonen der Podenkranken, in Pockenstuben, zum Hauptgiftfange.

Keine Wolle, welche schon 15 Proz. enthielt, nahm noch viel Feuchtigkeit auf, daß das Gesamtgewicht des in der Wolle versteckten Wassers 32 Proz. betrug, und doch die Wolle nicht fühlbar feucht war. Der Landwirth weiß, daß, wenn sein Schaf naß geworden sind, sie trotz der hohen Hauttemperatur mehrere Tage zum Abdunsten des Wassers brauchen. Unter gewöhnlichen Umständen enthält die Wolle 13—16 Proz. Feuchtigkeit, welche durch Trocknen an der Luft nur auf 7—11 Proz. vermindert wird. Dieses eigenthümliche Verhalten der Wolle bietet nach zwei Richtungen Gesichtspunkte von hygienischer Bedeutung: erstens auf dem lebenden Schaf wachsend sammelt die Wollfaser massenhaft alle Hautexkrete des Thieres an und speichert sie in sich auf; zweitens, zu Tuch u. s. w. verarbeitet und vom Menschen mit oder ohne leinenes Zwischensfilter (Hemd) auf dem Leibe getragen, saugt sie aus der dünnsten Haut nicht wohl wie aus der Luft der Seuchenstube die giftigen Dünste auf, um sie später unter dem Einflusse der feuchten Hautwärme besonders nach starken Körperbewegungen, an die Athemzone gesunder Menschen wieder von sich abzugeben.

Nebenbei bemerkt, mag in Schaffställen die kolossale Absorptionskraft der Wolle, das hartnäckige Haftenbleiben des Podengiftes an der Wolle, die Ursache sein, daß die Pocken verhältnißmäßig selten aus den verseuchten Schaffställen heraus unmittelbar an Menschen übertragen werden, es sei denn, daß der Wollschwe durch eine Hautverletzung in das Blut des Menschen eindringt und bei ihm die wahren, bössartigen Pocken erzeuge. Der Wollwuchs des Schafes bildet also, ähnlich wie die Ackererde, nicht allein den fruchtbaren Keimboden und gleichsam die Dungsstätte für das Podengift, sondern ist auch vermöge seiner Absorptionskraft zugleich ein natürlicher Giftableiter für den Menschen in seinem Verkehr mit dem Schaffstalle. Die physikalische Absorptionskraft der Wolle wirkt in dieser Beziehung hier ähnlich desinfizierend auf die durchstreichenden Faulstoffe der kranken Schaffschwe exkreme, wie die Silikatbasen in der Ackererde durch ihre chemische Absorptionskraft die durchsickernden Faulstoffe der Darrexkreme aus dem Dünger an sich reißen und vor dem Eindringen in's Grundwasser bewahren. Die Absorptionskraft

Ackererde und die nicht minder wunderbare Absorptionskraft Wollfaser wirken, die durchstreichenden Stoffe desinifizierend und sich selbst infizierend in jeder Beziehung parallel.

Gleichwie nämlich alle Ackererdsorten, selbst Sand und Sandstein, mehr oder weniger die Fähigkeit besitzen, aus Lösungen die extraktiven Theile auszuziehen und völlig in sich aufzunehmen, ohne sie wieder durch das nachrückende Wasser loszulassen, gleichwie selbst die aufgelösten Ammoniaksalze der Mistjauche von der Ackertrume bis zur Sättigung aufgenommen werden, und nur ein geringer Theil durch nachrückendes Wasser hindurchgespült wird: gerade so besitzen Wolle, Epidermis, Haare, Kleider- und Papierfaser in verschieden hohem Grade die fatale Fähigkeit, aus den Rissen, in welchen sie sich befinden, und aus den Leibern, auf welchen sie als Kleider oder Bettdecken getragen werden, gewisse Stoffe — so bekannlich Riechstoffe, z. B. Rauch von Tabak und röstenden Kaffeebohnen, Düngerduft, Schweiß, Krankheitskeime, massenhaft in sich aufzunehmen und zu verdichten und nur einen geringen Theil davon durch nachrückende Luftströme, besonders nach Anfeuchtung und Erwärmung allmählig an die umgebenden Medien wieder loszulassen.

Die Gesundheitspflege, namentlich die Seuchenkunde, muß sich, wenn sie überhaupt die einfachsten Vorgänge der Seuchenausbreitungen — und zwar nicht allein für Pocken, sondern auch für Masern u. — verstehen will, mit der Lehre von der Absorptionskraft der Wollfaser, dieser transportablen „Ackertrume“ der Menschenhaut, vertraut machen. Auch das räthselhafte, verschiedenartige Verhalten der verschiedenartig behaarten Thiergattungen, z. B. des glatthaarigen Kuhviehes und des wollhaarigen Schafes, gegen ein und dasselbe thierische Gift, gegen die Pocken, die große Empfänglichkeit des in Leder gekleideten Menschen des Mittelalters gegen das Pestgift und des in Wolle einhergehenden Menschen gegen das Pockengift, kann ohne einige Kenntniß der Absorptionseigenschaften der verschiedenen Bekleidungsgebe nicht verstanden werden.

Durch v. Liebig angeregt, sind über das Absorptionsvermögen des Ackerbodens viele Versuche gemacht worden. Schon früher hatte man Mistjauche durch Erde hindurchfiltrirt und gefunden, daß die Fauche nach der Berührung mit der Erde ihre Farbe sowie ihren Geruch und ihre Ansteckungsfähigkeit verloren und an den porösen Ackerboden abgegeben hatte. Auch die Absorptionsunterschiede der verschiedenen Erdsorten für einzelne Infektionsstoffe ist festgestellt worden. Auch weiß man schon, wie und unter welchen Bedingungen die von dem Acker angesogenen Stoffe wieder an nachbarliche reine Medien verabsorbt, von denselben wieder gelöst und von neuem wirksam gemacht werden.

Ähnliche Aufgaben liegen uns Ärzten für die wissenschaftliche Erforschung der leblosen Seuchenträger ob. Wir müssen, nachdem wir uns eülich die Impfspielerai aus dem Kopfe geschlagen haben, an ihrer Stelle die großartigen Absorptionsvorgänge der Seuchen kulturgeschichtlich studiren. Auf diesem Wege nur gelingt es uns, die natürlichen Träger des rrsichtbaren Seuchengiftes zu entdecken und so der Seuchen Herr zu werden. Wir werden uns dann nicht mehr vor ungeimpften, also vor undurchgifteten Menschenleibern, sondern vor durchgifteten —

ipen fürchten, sei es, daß sie auf dem Leibe eines geimpften oder eines ungeimpften Menschen oder eines Rekonvaleszenten getragen werden. — Das Studium der Absorptionsgesetze für die Kleider erklärt uns auch, wie wir oben gesehen haben, die Wege, auf welchen unsere Vorfahren die mittelalterliche Pest, welche ebenfalls an der Bekleidung und zwar an den schlecht gegerbten Lederkostümen haftete, so glücklich losgeworden sind.

Wenn die Absorptionsgesetze, welche für die Ackererde durch v. Liebig so schön erforscht sind, in ihren Grundzügen auch für unsere Hautdecken, die Kleiderstoffe, in ihrer absorbirenden Wirkung auf flüchtigen Luftpinhalt gelten, dann müssen wir den folgenden Satz anerkennen, welcher einem analogen Erfahrungssatze der Ackerabsorption entlehnt ist:

Die aus der Haut abgedunsteten oder aus der umgebenden Luft absorbirten Stoffe, wie Tabaks- oder Weirauchdünste, Moschus, Stall- und Latrinendünste, Pockenluft, Masern- und Scharlachatmosphären werden bei der Absorption durch Kleiderstoffe nicht luftunlöslich, sondern nur an die Faser verdichtet und schwerlöslich in Luft gemacht; hinzukommende Feuchtigkeit oder durchströmende reinere Luft vermögen, besonders bei höherer Temperatur, einen Theil der absorbirten Stoffe wieder aus der Faser loszulösen und mit sich fortzuführen, ihn zu verdunsten.

Es ist aber eine viel größere Menge nachströmender Luft und viel mehr Zeit erforderlich, um das von der Wolle oder der Kleiderfaser einmal absorbirte Seuchengift wieder spurlos aus ihr zu entfernen, als nothwendig gewesen wäre, dasselbe Giftquantum, wenn es nicht von Kleidungsstoffen wäre aufgehalten worden, direkt aus der Luft des Krankenraumes zu entfernen. Es verhält sich hiernit genau so wie mit dem von den Ackererden absorbirten Ammoniak des Regenwassers; auch dieses wird trotz seiner sehr großen Löslichkeit, von dem nachströmenden Wasser nicht leicht mehr aus der Ackertrume ausgewaschen.

Halten wir diese durch die Erfahrungen der Neuzeit bestätigte Analogie zwischen Seuchenabsorption durch Wolle und Kleider und Ammoniakabsorption durch die Ackererde des Alluvialbodens fest, so gelangen wir zur Aufstellung des Satzes:

Es besteht vermöge der Absorption ein Parallelismus der Aufeinanderfolge zwischen Bewegung von Wolle und Lumpen einerseits und Bewegung der Pockenseuchen andererseits; mit andern Worten: Die Bewegung von Wolle und Lumpen ist ein unveränderliches, positives und daher ein ursächliches Antezedens der Bewegungen der Pockenseuche — oder: die Pockenseuche ist — ähnlich wie die Krätze — eine Woll- oder Lumpen-(Hader-) Krankheit. —

Es wird mir nicht schwer fallen, für dieses gleichmäßige zeitliche und örtliche Zusammengehen von Woll- und Lumpenpflege rad Seuchenschwankungen aus der Geschichte der Textilindustrien und der Kostümkunde sowohl wie aus den eigenen und aus fremden ärztlichen Beobachtungen der jüngsten Epidemien die genauesten Nachweise zu erbringen. Jede neue Seuche, jede kleinste Ortsepidemie zeigt uns, daß und wie und wo die Kurven des Ganges der Blatternseuche bis ins Detail gewissen Bewegungen der Wolle und der Kleider u. im Volke folgen, und daß gegen diesen Parallelismus zwischen Wolle und Seuche der Parallelismus zwischen Seuche und Nichtgeimpftheit nichts als eine müßige und lächerliche Spielerei ist.

*) Vgl. Dr. Ed. Heiden, Lehrb. d. Düngerlehre. 1. Bd. 3. Kap. — Bronner, Der Weinbau in Süddeutschland, Heidelberg 1836.

Wie Bonaparte 1797 die Italiener befreite.

Am 7. Februar 1797 schrieb ein junger schweizerischer Künstler aus Rom nach der Heimat: „Die Zerstörung ist hier fürchterlich, die schönsten Gemälde werden um Spottpreise veräußert. Ich habe aus der aldobrandinischen Kapelle für wenige Louisd'or einen da Vinci und einen Niederländer gekauft und hätte noch vieles ebenso billig haben können. Gar mancher hat sich bereichert; es wurde mir ein sehr schöner Annibale Carracci für 40 Scudi angeboten; je heiliger das Bild desto wohlfeiler. . . Ich war gestern auf dem Kapitol, wo es ganz verwünscht aussieht. Antonius steht mit einem hölzernen Kragen und mit dicken Handschuhen angethan, in einer Kutsche; der Aegyptier ist in eine Kiste eingezwängt, mit den Füßen im Bod und steht auf dem Kopfe. Der sterbende Fechter läßt sich bloß mit den Fußspitzen sehen und ist in Stroh emballirt; die schöne Venus ist bis an den zarten

Busen in Heu begraben und zwischen Querkölzer hineingepreßt, doch ihr liebliches Gesicht blickt so beweglich aus dem Kasten, daß einem das Wasser in die Augen kommt. Flora steht mitten im untern Gang, ringsum eingespöckt, und dennoch scheint es, als ob sie Freude dran hätte.“ Die Italiener mußten die „Freiheit“, welche ihnen General Bonaparte brachte, zu einem fürchterlichen Preise bezahlen. Das Nähere erzählt mit rücksichtsloser Offenheit ein französischer Historiker der ehrlüche Lanfray. Schon die Proklamation, mit welcher Bonaparte die Soldaten seiner Armee anfeuerte, war sehr bezeichnend: . . . „Ihr werdet dort große Städte und reiche Provinzen, Ehre, Ruhm und Schätze finden. Ihr werdet es an Muth nicht fehlen lassen.“ Die Mannschaft verstand den Wink ihres — Räuberhauptmannes so gut und kam demselben in so haarsträubender Weise nach, daß zuletzt

die äußerste Strenge angewandt werden mußte. In den of Kreisen trieb man's ebenso gemein, nur in pfliffigerer Form. Das Direktorium schrieb an Bonaparte: „Wenn uns Rom bereitwillig entgegenkommt, so verlangen Sie vor allen Dingen, daß der Papst öffentliche Gebete für unsere Waffen veranstalte. Einige der schönen Denkmäler dieser Stadt, ihre Statuen, Gemälde, Medaillen, ihre Bibliotheken, ihre silbernen Madonnen, ihre Glocken sogar mögen uns für die Kosten entschädigen, den der Besuch, den Sie ihr abstaten, verursachen wird.“ Ob die eigentliche Initiative zu diesen Räubereien vom Direktorium oder von Bonaparte ausging, läßt sich nicht genau feststellen. Lanfray neigt sich zu der Annahme, es habe vor Eröffnung der Campagne mündliche Abmachung stattgefunden. Jedenfalls fehlte es auf beiden Seiten nicht am guten Willen. — Bonaparte beeilte sich vor allem, von dem Vertreter Frankreichs in Genua Aufschlüsse über die Streitkräfte, sodann namentlich ein Verzeichniß der Gemälde, Statuen und Merkwürdigkeiten zu erlangen, die sich in Mailand, Parma, Bologna und andern Orten befanden. Dem Direktorium schrieb er: „Es wäre gut, wenn Sie mir drei oder vier namhafte Künstler schickten, um auszuwählen, was wir nehmen und nach Paris schicken sollen.“ Und aus Paris ging ihm die Antwort ein: „Die Gelder, in deren Besitz Sie gelangen, sind nach Frankreich zu schicken. Lassen Sie in Italien nichts zurück, was die Verhältniße fortzuschaffen erlauben und was uns nützen kann.“

Der Herzog von Parma erkaufte den Frieden um 2,000,000 Lire, 1200 vollständig ausgerüsteten Pferde und 20 Gemälde; darunter war eines, welches er mit einer Million auszulösen sich erbot. Damit ja nichts übersehen werde und als wäre es nicht genug an den Schwärmen blutsaugerischer Commissäre, erfolgte durch ein Dekret die Ernennung besonderer Agenten, welche der Armee zu folgen hatten, und denen weiter nichts oblag, als „in eroberten Städten die Gegenstände der Kunst und Literatur auszuliefern, welche nach Frankreich geschafft werden sollten.“ Ja, um mit dem Akt noch einen wahrhaft blutigen Hohn zu verbinden, ward ein eigener Paragraph aufgestellt, welcher bestimmte, daß die Stadt, an welcher die Expropiation verübt wurde, nöthigenfalls auch Wagen und Pferde für den Transport der Gegenstände zu liefern habe. Die Werke der Kunst und Wissenschaft, auf die man es vornehmlich abgesehen, waren in dem erwähnten Dekret theilweise aufgezählt. Nicht nur Bilder, Statuen und Manuscripte, sondern auch mathematische Instrumente, Karten und Maschinen verlangten die brutalen Machthaber Frankreichs. In der Lombardie wurden Luxusperde als Kunstgegenstände weggeschleppt. Zwei pariser Gelehrte, Monge und Berthollet, plünderten für ihren botanischen Garten die Sammlungen von Pavia und Bologna.

Der Marineminister Truquet machte Bonaparte auch aufmerksam auf die in der Romagna und in den neapolitanischen Provinzen in Beschlag zu nehmenden Vorräthe an Nußholz, Hanf

Segeltuch; ja er hatte sogar die riesige Frechheit zu schreiben: „Geben wir Italien das stolze Bewußtsein, zu dem Glanze unserer Nation beigetragen zu haben. Ich glaube, daß wir mit dieser Maßregel den Wünschen der zahlreichen Patrioten jener Länder entgegenkommen, die eine edle Befriedigung darin finden, zu der Ausrüstung und den Erfolgen der republikanischen Heere mitwirken zu können.“ Wahrlich, die Herren Direktoren haben die in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges gesuchten Vorbilder nahezu erreicht. — Ein Schreiben Bonapartes an's Direktorium, datirt vom 19. Februar 1797, mag die Serie unserer Mittheilungen schließen: „Die Kommission von Gelehrten hat in Ravenna, Rimini, Pesaro, Ancona, Loreto und Perugia eine sehr reiche Ernte gehalten. Alles wird schnellstens nach Paris gebracht werden. Mit den Sachen, die man aus Rom schicken wird, haben wir dann — mit Ausnahme einiger Dinge in Turin und Neapel — alles was sich Schönes in Italien befindet.“

„Diese Art der Plünderung,“ sagt Lanfray, „die seit der berühmten Einnahme Corinth's durch die Römer nicht ihres gleichen gehabt, hat vielleicht — und mit Recht — am meisten dazu beigetragen, die Völker gegen uns aufzustacheln, denn ihnen die Werke des Genius entführen, hieß gleichsam sie ihrer Vergangenheit und ihres Ruhmes berauben. Alle Eroberer hatten Italien diese Andenken seiner Geschichte gelassen, die einzigen Ehrenzeichen, deren es sich damals dem Auslande gegenüber rühmen konnte. Seinen Befreiern kam es zu, ihm dieselbe zu entreißen.“ Es soll indeß nicht verschwiegen werden, daß eine Anzahl französischer Künstler in einer an's Direktorium gerichteten Eingabe gegen den vandalischen Vorgang protestirten. Selbstverständlich umsonst. Thibeaudand führt in seinen Memoiren aus der Zeit des Direktoriums aus, nur Feinde des französischen Ruhmes, vergriffene Gemüther und Fanatiker können sich zu einer derartigen Einsprache verirken; die Truppen hätten ja das Recht besessen, die Bilder zu verbrennen und die Statuen zu zertrümmern!

„Wollte der Himmel“, klagte der junge Schweizerkünstler in einem zweiten Briefe, „die Franzosen hätten, statt sich damit zu begnügen, die Italiener arm zu machen, die Ketten zerbrochen, mit denen das unglückliche Volk an ein eisernes Joch geschmiedet ist, unter welchem es zur Erde sinkt; hätten sie, wie sie konnten, die Wolken vertrieben, aus welchen ein giftiger Nebel auf alles herabfällt, was Genie und Talent heißt; hätten sie wenigstens die Quelle eröffnet, welche der päpstliche Segen und St. Peter's Fischerring zugesiegelt hat und aus denen allein man Mittel gegen künftiges Elend und Armuth schöpfen könnte; hätten sie unsere Inquisition vertilgt, dann würde sich bald gezeigt haben, welche milde Tugenden dieser Himmel hat. Zu unedel und zu klein, dies zu thun, belasteten sie das Volk mit dreifachen Ketten, um ihren Glanz auf solche Ruinen zu bauen.“

Die Nemesis ist eingetroffen. Noch 1870 hat Frankreich für den Verrath an der Revolution vor 1789 gebüßt. n. n.

Michel Angelo. (Seite 16.) Unter den italienischen Künstlern des 15. und 16. Jahrhunderts ragt als einer der bedeutendsten Michel Angelo Buonarroti hervor. Gleich groß als Bildhauer, Maler und Baumeister, hat er auf den verschiedenartigsten Gebieten der Kunst großartige Werke geschaffen, die noch heute die höchste Bewunderung verdienen. Er stammte aus dem Geschlechte des Grafen von Canossa und wurde 1474 zu Settignano im Florentinischen geboren. In den Schulen der Maler Franc. Granacci und Dom. Ghirlandajo bildete er sich zum Maler aus, übertraf aber nach wenigen Jahren nicht nur seine Mitschüler, sondern auch seine Lehrer. Bald aber wandte er sich der Plastik zu. Der kunstsinige Herzog Lorenzo di Medici nahm den jungen vielversprechenden Künstler in die von ihm errichtete Kunstakademie auf, wo er neben der Bildhauerkunst auch noch eifrig sich dem Studium der Wissenschaft hingab. Vor allem war aber der Aufenthalt an dem florentiner Hofe von größtem Einflusse auf die Entwicklung des Künstlers. Lorenzo di Medici, einer der geistvollsten und kunstsinigsten Fürsten seiner Zeit, hatte seinen Hof zum Mittelpunkt des künstlerischen und literarischen Lebens in Italien gemacht. Der Umgang Michel Angelo's mit den dort versammelten Gelehrten, namentlich mit Poliziano und Pico della Mirandola, sowie mit Lorenzo selbst, dessen täglicher Tischgenosse er war, förderten die Vielseitigkeit seiner Bildung ungemein. Bei aller Vorliebe für die Plastik gab Michel Angelo die Malerei doch nicht auf. Neben seinen plastischen Kunstwerken fand auch noch einige Temperabilder, die er während seines Aufenthaltes in der florentiner Bildhauerschule malte, vorhanden. Als nach Lorenzo's Tode (1492) die in Florenz ausbrechenden Unruhen dem künstlerischen Leben

und Treiben am Hofe der Mediceer ein Ende machten, gewährte der Prior der Kirche, S. Spirito, dem Künstler einen Zufluchtsort im Konvent und gab ihm auch Gelegenheit zu dem für seine Kunst so notwendigen Studium der Anatomie, indem er ihm menschliche Kadaver zum Berglieben verschaffte. Im Jahre 1494 verließ Michel Angelo Benedig und ließ sich in Bologna nieder, kehrte aber 1496 nach Florenz zurück. Unter seinen Kunstwerken aus dieser Zeit sind besonders der schlafende Cupedo und der Bacchus hervorzuheben, welche letzteren er in Rom, wohin er von dem kunstsinigen Kardinal Raphaelle Riario berufen war, verfertigte. Ein anderes Meisterwerk dieser Zeit ist die Madonna mit dem todtten Christus (Pietà) im St. Petersdom zu Rom. Wenn schon diese Kunstwerke den Namen des Künstlers überall bekannt machten, so erstieg er doch erst nach seiner Rückkehr nach Florenz die höchste Stufe des Künstlerruhms in seinem Wettstreite mit Leonardo da Vinci, der zu der Entstehung des Kolossalstandbildes Davids, das nachher vor der Pforte des Justizpalastes zu Florenz aufgestellt wurde, Veranlassung gab. Bei der Thronbesteigung des Papstes Julius II. eröffnete sich ihm ein neuer Wirkungskreis in Rom. Der Papst trug dem Künstler den Entwurf zu einem Grabmal auf. Nach kurzer Zeit trat der Künstler mit einem Entwurfe auf, der an Großartigkeit und Vollendung selbst die bis dahin bekannten Denkmäler des Alterthums übertraf. Leider ist dieser geniale Entwurf nur in sehr verkleinertem Maßstabe zur Ausführung gelangt und erst lange nach des Papstes Tode 1545 ist das Kunstwerk in der Kirche San Pietro ad Vincula in Rom aufgestellt. Den vorzüglichsten Schmuck dieses Kunstwerkes bildet die Statue des Moses. Unter seinen Kunstwerken

sind noch besonders seine Freskomalereien in der sizilianischen Kapelle hervorzuhellen, besonders sein Weltgericht, eines seiner genialsten Werke. In seinen späteren Lebensjahren nahm ihn die Baukunst fast ausschließlich in Anspruch. Papst Paul III. übertrug ihm nämlich nach Sangello's Tode 1546 die Leitung des Baues der Peterskirche. Er verwarf den Plan Sangello's und führte den Bau nach seinem Plane aus, trotz aller Hindernisse, die ihm entgegentraten. Am 17. Februar 1564, im Alter von 90 Jahren, starb er, umgeben von seinen Schülern und Verwandten.

Die letzten Augenblicke der Festung Szigeth. Ein Stück Geschichte der orientalischen Frage zeigt uns unser Bild auf Seite 17. Der Held des Stückes, der freilich auf unserem Bilde nicht dargestellt ist, war Graf Niklas von Prinz, der berühmte Feldherr Kaiser Ferdinands I., der sich besonders gegen die das Reich öfters beunruhigenden Türken auszeichnete. Für seine kriegerischen Verdienste ernannte ihn Ferdinand in den kriegerischen Wirren in der Mitte des 16. Jahrhunderts zum Oberbefehlshaber der Mannschaften am rechten Donauufer und übergab ihm die Feste Szigeth, welche er mit der darin liegenden Besatzung von 2500 Mann im Jahre 1566 auf das tapferste verteidigte. Jeder Sturm, den der Sultan Soliman mit ungeheurer Uebermacht auf die Feste unternahm, ward von dem kühnen Prinz zurückgeschlagen; auch alle Versuche, durch Ehren- und Landschentenungen den tapfern General abtrünnig zu machen und zu bestimmen, die kleine, aber wichtige Festung zu übergeben, schlugen dem Sultan fehl. Als man ihm drohte, seinen angeblich von den Türken gefangenen Sohn zu enthaupten, da vermochte auch dieser Schreckschuß nichts über den treuen Prinz. Als aber die Türken, nachdem der Sultan Soliman gestorben war, darauf verfallen waren, durch Beschießung mit brennenden Pfeilen die Feste in Flammen zu setzen, und ihnen das mit den äußeren Schloßtheilen bereits gelungen war, sah Prinz ein, daß der Fall des Platzes unvermeidlich war. Mit seinen 600 Getreuen, selbst nur mit Helm und Schwert bewaffnet, zog er zum Burghor hinaus, um schon auf der Schloßbrücke, von drei Kugeln durchbohrt, den Tod zu finden. Die Seinen wurden theils erschlagen, theils in die Burg zurückgetrieben. In den Kellerräumen, wo die Pulvervorräthe sich befanden, hatte Prinz Funten legen lassen, welche nun ihre Schuldigkeit thaten, als eine Masse Feinde in die Feste eingedrungen waren. 20,000 Feinde hatten bei den Ausfällen Prinz's und der Schlusftatastrophe, als die Burg in die Luft gesprengt wurde, ihren Tod gefunden. Nach der Darstellung in dem Drama Körner's legte die Frau Prinz's die Brandfackel an die Pulverfässer, und diese Situation ist es, die dem Künstler den Vorwurf gab zu unserem Bilde. Schon dringen zu der Thüre des Kellers die Türken ein, da, in dem Momente der äußersten Gefahr steckt die vom Dichter als ihres heldenhaftigen Gatten würdig dargestellte Gattin Prinz's den Brand an, um sich und zugleich die eindringenden Feinde unter den Trümmern der Festung zu begraben. wt.

Aus der „guten alten Zeit“. Wir bringen hier einen Auszug aus der Chronik der Stadt Nürnberg während ihrer Blütezeit in den Jahren von 1330 bis 1674. Derselbe gönnt unsern Lesern einen tiefen Einblick in die Zustände der vielerwähnten guten, alten Zeit: 1330 hat der Rath zu gemeiner Stadt Gesetzbuch folgende Ordnung zu bringen befohlen: Man soll hinfür keine Braut, die man hingelobt, in eine Kammer bringen und zuvor besehen lassen; bei Straf fünf Pfund Häller. — Am Hochzeittag sollen nicht mehr mit zur Kirche gehen, als sechs Männer und sechs Frauen, somit Braut und Bräutigam. — Auf den Hochzeitzeiten und Kindtaufen soll man durchaus nichts schenken. — Niemand soll einige Wehr noch spitzig Messer tragen, ausgenommen der Landrichter, der Waldstromer, der Forstmeister und der Schultheiß mit ihrem Gefinde und die Büttel. — Die Schuhmacher sollen ihre gemachten Schuhe nicht in ihren Häusern oder Bänken, sondern in einem sonderbaren dazu erbauten Hause verkaufen. Im Jahr 1342 ist gemeine Stadt nichts schuldig gewesen, und in Vorrath geblieben an Herrschaft 12 Pfund. Im Jahr 1343 ist das Gesetz gemacht worden, kein Bürger soll seinen Bart mehr tragen, dann vier Wochen auch die Haare nicht mehr an der Stirn scheiteln. Wer das überschahet und darum gerügt wird, der soll vier Wochen fünf Meil von der Stadt sein, ohne Gnad. Im Jahre 1368 hat man angefangen die Stadt zu pflastern. Zu Eingang des Jahres 1413 haben bei währendem Winter die Wölfe in der Landschaft um Nürnberg großen Schaden gethan. Graf Ludwig zu Dettingen hat dem Rath, auf dessen Begehren, etliche Hunde und einen Knecht geliehen, durch deren Hülfe etliche Wölfe gefangen worden. Der Rath hat dem Grafen deswegen ein Denkschreiben übersendet, worin gemeldet wird, daß ein Wolf gefangen sei, den man für den rechtmäßigen schuldigen achtet. (Ann. des Chronisten: Aus welchem zu vermuten, daß man es vielleicht für eine Rauberei gehalten.) — Im Jahr 1452 kam Johannes Capistranus, ein Barfüßermönch und Cardinal, auch der Rechten Doktor, der als päpstlicher Missionar Teutschland durchziesete, allhier und predigte das Kreuz wider die Türken. Er redete lateinisch und ein Priester seines Ordens erklärte es dem Volke in deutscher Sprache. In seiner Straßpredigt befahl er auch die Schlitten, spitzigen Schuhe, großen Wulsthauben, Bretspiele, Würfel und Karten zu verbrennen. Hierauf wurden am Tage St. Laurentii 76 Schlitten, 3640

spiele, 40,000 Würfel und viele Karten auf öffentlichem Markte annt. Dieser Capistranus soll mit seinem Gesellschafter Robert Pic für Ablassbriefe 113,000 Dukaten aus Teutschland nach Rom zurückgebracht haben. — Im Jahre 1469 wurden einem Färbergeßellen wegen falschen Spielens die Augen ausgestochen. — Im Jahre 1476 entstand im Land zu Franken zu Niciashausen an der Tauber eine große Wallfahrt zu einem Hirten Hännlein Pfeiffer. Der stand auf und predigte dem Boll an den Feiertagen. Es entstand von allen Orten her ein großer Zulauf vom Böbel zu diesem Hirten, ihrem Heiligen, denn er predigte wider die Pfaffen, tadelte deren Leben und sagte, man solle der Obrigkeit weder Boll noch Geleitsgeld geben, alle Wälder und Wasser wären jedermann frey. Er gab vor, die Jungfran Maria habe ihm solches offenbaret und rede oft mit ihm. Der Bischof von Würzburg schickte bald Späher nach Niciashausen, welche diesen Hirten gefangen nach Würzburg führten, wo er alsdann verbrannt wurde. — Der Rath zu Nürnberg hatte seinen Unterthanen bey großer Strafe verboten, dahin zu wallen oder zu laufen. Hierüber erhielten sie auch ein großes Lob vom Pabst Sixtus laut eines päpstlichen Breve, das unter dem Fischerringe an sie erging. — Im Jahre 1486 hat Pabst Innocenz der Achte die Freiheit ertheilt, daß neben den Töchtern der Bürger und Inwohner auch andere Weibspersonen, die nicht zu Nürnberg geboren, in die daßigen Nonnenklöster dürften eingenommen werden, weil die gebornen Bürgerinnen gewöhnlich so zarten Leibes, daß sie keiner Arbeit vorstehen mögen. — In demselben Jahre geschah es, daß, als Kaiser Maximilian der Erste, als er wollte von dem Reichstage hinwegreiten, fielen ihm die Handwerksleute dajelbst, die ihm Kriegsrüstung und andere Waffen verfertigt hatten, in den Saum und verlangten ihre Bezahlung. Die Forderung belief sich auf 8000 Goldgulden. Der Kaiser hoffte, daß der Rath diese Schuld bezahlen sollte und nahm sehr ungnädig auf, als er sich dessen weigerte. — Im Jahre 1512 schrieb Kaiser Maximilian von Landau aus nach Nürnberg, daß man Albrecht Dürern dem Kaiser zu Ehren zu Nürnberg von allen Auflagen, Ungeld, Steuern befrehen sollte. Seit dem Jahre 1516 ließ ihm auch der Kaiser jährlich von seiner Stadtsteuer in Nürnberg 100 Gulden auszahlen. — Im Jahre 1539 wurde ein Geselchlechter, mit Ramen Bieland, mit dem Schwert gerichtet, nachdem er wegen des Hängens erbethen worden. Er hatte sich auf das Stehlen gelegt und sich dessen nicht mehr erwehren können, da er es doch nicht bedurfte. — Im Jahre 1548 ist der Kaysler durch den Rath befohlen worden, der Kaiserlichen Majestät hinfür das Prädikat „Unüberwindlich“ zu geben, welches bis auf diese Zeit nicht im Gebrauch gewesen. — Im Jahre 1629 schickte Herzog August von Coburg dem Rath zwei junge Bären, die bei Sunenberg in dem Wald gefangen worden. Der Rath schenkte ihm dagegen einen Elephantenzahn, 158 Pfund schwer. Im Jahre 1653 wurde in der Vorstadt Böhr vor dem Rathhause ein Alraun verbrannt, den ein Dachbeder dajelbst hinterlassen. — Im Jahr 1663 ist ein Haus am Bischofshof abgebrochen und an einen andern Ort zu bauen befohlen worden, weil die Einwohner desselben schon bei vier Jahren vor dem Teufelsgespenst haben keine Ruhe haben können. — Im Jahre 1674 wurde die erste politische Zeitung unter dem Titel: „Teutscher Kriegs-Curier“ zu Nürnberg gedruckt. H. L.

Sokrates über die Arbeit. In glänzender Klarheit hebt vom Dunkel des barbarischen Alterthums die griechische Welt sich ab. Ein dunkler Fleck aber trübt ihr lichtvolles Kleid, die Sklaverei, die auch in Griechenland ihre Stätte gefunden und in den herrschenden Klassen den gleichen Abscheu gegen die Arbeit erweckt hatte, der auch unsere Gesellschaftsregenten besetzt. In dem folgenden Zwiegespräche zwischen dem berühmtesten Weisen des Alterthums Sokrates und dem Aristarchos, das uns Xenophon überliefert hat, sehen wir Sokrates ein Urtheil über die Arbeit und den Werth des Menschen abgeben, das auch für unsere Zeit von großem Interesse ist. Sokrates, so erzählt Xenophon, bemerkte einst, daß Aristarchos, einer seiner Freunde, sehr bekümmert aussah. Lieber Aristarchos! sprach er, dich scheint etwas zu drücken, und was uns drückt, das müssen wir unsern Freunden mittheilen. Vielleicht können sie dir deine Bürde erleichtern. Ja wohl, lieber Sokrates, erwiderte Aristarchos, befinde ich mich in einer großen Verlegenheit. Denn seitdem der hiesige Aulastand eine Menge von Bürgern genöthigt hat, im Piräus ihre Sicherheit zu suchen, haben sich meine verlassenen Schwestern und Geschwisterkinder in einer solchen Anzahl zu mir geflüchtet, daß in meinem Hause nicht weniger als vierzehn Personen sich befinden, die Sklaven nicht mitgerechnet. Die Güter bringen uns nichts ein, denn diese hat die Gegenpartei in Beschlag genommen; die Häuser auch nichts, weil fast niemand in der Stadt ist. Böbel will niemand kaufen und Geld auf Borg findet man nirgend; eher würde man es, glaube ich, noch auf der Straße finden. Nun ist es freilich hart, lieber Sokrates, seine Verwandten schmachten zu lassen; aber ihrer so viele in den jetzigen Umständen zu ernähren, ist durchaus unmöglich. — Nachdem Sokrates ihn angehört hatte, sagte er: Wie mag es denn wohl immer zugehen, daß Ceramon, der eine Menge Menschen zu ernähren hat, nicht nur für sich und sie alle die notwendigen Bedürfnisse bestreitet, sondern noch so viel zurücklegen kann, daß er reich wird, und daß du in dem nämlichen Falle besorgen mußt, aus Mangel an dem nöthigen mit den deinigen allen zu verhungern? — Ja, sagte Aristarchos, das macht, er hat Sklaven, ich hingegen freigeborene

Menschen zu ernähren. — Und welche hältst du denn tauglichere Menschen, deine Freigeborenen oder des G. mon Sklaven? — Ganz natürlich meine Freigeborenen. — Und es denn nicht eine Schande, daß er mit den Schlechtern reich werden kann, und du mit den Tauglichern dir nicht zu helfen weißt? — Er nun, er hat Handwerker zu versorgen, ich Leute von guter Erziehung. — Sind denn nicht, sprach Sokrates, Künstler und Handwerker Leute, welche etwas Brauchbares zu verfertigen wissen? — Allerdings. — Und Gerstengraupen sind zum Beispiel etwas Brauchbares? — Freilich. — Und Brod auch? — Unstreitig. — Und Kleidungsstücke für beiderlei Geschlechter; zum Exempel: Unterkleider, Oberkleider, Brusttücher? — Unstreitig alles brauchbare Sachen. — Nun denn! wissen deine Leute von alledem nichts zu verfertigen? — Doch! ich sollte denken, sie können das alles. — Aber weißt du denn nicht, daß Stauchisches von einem einzigen dieser Zweige, nämlich von der Zubereitung der Gerstengraupen, nicht nur sich und sein Gesinde nährt, sondern auch Herden von Schweinen und Kindern füttert, und dabei noch soviel zurücklegt, daß er im Stande ist, dem Staat außerordentliche Beiträge zu liefern? daß Ciribos von der Brodbäckerei sein ganzes Haus versorgt und auf einem sehr guten Fuß lebt? und so Demobos von Colytos von Verfertigung der Oberkleider, Menon von Ueberwürden, und eine Menge Megarenser von Brusttüchern? — Das glaube ich. Die haben gekaufte Barbaren, welche sie zum Arbeiten anhalten können. Da läßt sich's gut machen. Keine Leute hingegen sind Freigeborene und Verwandte. — Du meinst also, weil sie freigeborene Leute und deine Verwandten sind, so schide es sich für sie nicht, etwas anderes zu thun, als zu essen und zu schlafen? Oder dünkt dich, daß andere Freigeborene, welche es so machen, besser daran seien, und ein göttlicheres Loos haben als diejenigen, welche ein nützlich Geschäft verstehen und es treiben? Oder findest du, daß Trägheit und Fahrlässigkeit in Erlernung und Aufbewahrung nöthiger Kenntnisse, zur Befestigung der Gesundheit und Stärke, zur Anschaffung und Sicherstellung der Lebensbedürfnisse zuträglich seien, und daß hingegen Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit zu nichts nützen? Und haben sie denn das, was sie nach deiner Aussage können, in der Meinung gelernt, daß es für das Leben keinen Nutzen habe, und mit dem Vorjah, nie davon Gebrauch zu machen; oder nahmen sie sich vor, sich damit zu beschäftigen, und erwarteten davon einen sichern Vorteil? Wer wird endlich eher an eine sittsame und ordentliche Lebensart gewöhnt, der Träge, oder der, welcher sich mit etwas Nützlichem beschäftigt? Wer eher die Pflichten der Gerechtigkeit erfüllen, der Arbeitsame oder der Müßiggänger, welcher sich ängstlich nach den Bedürfnissen des Lebens umsehen muß, und darum verlegen ist, woher er sich die nöthigen Bedürfnisse herbeschaffen soll? So wie die Sachen nun stehen, kannst du, wie ich denke, eben so wenig ihnen gut sein, als sie dir. Du ihnen nicht, weil du denken mußt, daß sie dir Kosten verursachen; sie dir nicht, weil sie es fühlen, daß sie dir zur Last sind. Daher steht zu beforgen, daß ihr euch gegenseitig noch mehr entfremdet, und daß die Erkenntlichkeit für ehemals geleistete Dienste sich verringern werde. Wenn du sie hingegen in Thätigkeit sehest, so wirst du sie lieb gewinnen, weil du siehst, daß sie dir Nutzen schaffen, und sie werden dich hinwieder lieben, weil sie merken, daß du Freude an ihnen hast. Man wird sich der vorigen Wohlthaten mit Vergnügen erinnern; die Empfindung des Dankes wird noch lebhafter, und damit zugleich euer Verhältnis freundschaftlicher und so zu sagen häuslicher werden. Wenn sie sich mit einem niedrigen Gewerbe abgeben müßten, so wäre es freilich besser für sie, nicht zu leben. Aber sie besitzen ja, nach deiner Aussage, sehr rühmliche Geschicklichkeiten, die ihrem Geschlechte vorzüglich anstehen. Und was sie können, das wissen sie alle leicht und behende und mit guter Art und so zu thun, daß es ihnen selbst Freude macht. Laß es also nicht anstehen, sie zu einer Beschäftigung aufzufordern, welche dir sowohl als ihnen selbst nützlich ist. Du darfst nicht zweifeln, daß sie dir willig entsprechen werden. — In der That, sprach Aristarchos, was du da sagst, lieber Sokrates, das gefällt mir sehr wohl. Bis dahin wagte ich es nicht, Geld aufzunehmen, weil ich wußte, daß ich es aufbrauchen würde, ohne es jemals wieder zurückgeben zu können. Nun aber habe ich Lust, es zu thun, um Hand an's Werk legen zu können. — Sogleich wurde das Nöthige veranstaltet und angekauft. Man frühstückte unter der Arbeit, und erst nach Vollendung derselben hielt man Mahlzeit. Die vorher finstern Miene erheiterten sich bald. Man warf sich keine Seitenblicke mehr zu, sondern sah einander fröhlich in's Gesicht. Sie liebten ihn als ihren Versorger; er sie als nützliche Hausgenossen. Einst kam Aristarchos voll Freude zu Sokrates, um ihm das alles zu erzählen. Aber, setzte er hinzu, sie werfen mir immer vor, ich sei der einzige im Hause, welcher esse ohne zu arbeiten. Ei, sprach Sokrates, so erzähle ihnen denn die Fabel vom Hund: — „Als die Thiere noch reden konnten, so heißt es, da sprach das Schaf zum Hirten: Seltzam, wir geben dir Wolle, Lämmer und Käse und uns gibst du nichts, als was wir auf der Trist finden. Dem Hunde hingegen, von welchem du dergleichen nicht hast, theilst du von deiner eigenen Speise mit. Und zwar mit Recht, sagte der Hund, welcher das hörte. Denn ich bin's ja auch, der euch schützt, daß euch weder Diebe stehlen, noch Wölfe rauben. Wenn ich euch nicht bewachte, so könntet ihr wegen steter Todesfurcht

ht einmal weiden. Auf dieses hin, sagt man, ließen die Schafe dem H. die das Vorrecht unbefritten.“ So sage nun deinen Verwandten, daß sie gleich dem Hunde in der Fabel ihr Hüter und Beschützer. Dir haben sie es zu danken, daß sie von niemanden gekränkt, sicher und froh bei ihrer Arbeit leben können. — Wir unterlassen es, an diese Erzählung, die uns Xenophon übermittelt, irgend einen Kommentar zu knüpfen. C. L.

Blitzableiter im Alterthum. Auf die Erfindung des Blitzableiters braucht die Neuzeit keineswegs stolz zu sein. Schon die Alten kannten den Einfluß der Metalle auf den Blitz und wandten sie zum Schutz gegen Blitzschaden an. So ist, wie Dr. Munk in den „Annalen der Physik und Chemie“ mittheilt, im Talmud Josefa Sabbath XII. zu lesen: „Wer ein Eisen stellt zwischen Geflügel, übertritt das Verbot der Nachahmung heidnischer Sitten; zum Schutze vor Blitz und Donner ist das jedoch zu thun erlaubt.“ Man hat also im 4. und 5. Jahrhundert n. Chr. eine Art der Blitzleitung mit Hülfe von Metallen bereits gekannt. Aber noch viel tiefer ins Alterthum hinein muß die Bekanntschaft mit den Blitzableitern reichen. Nach Dümichens „Baugeschichte des Denderatempels“ haben schon die Aegypter hohe, an ihren Spitzen mit Kupfer beschlagene oder vergoldete Mastbäume neben ihren Stadthoren oder an Tempeln als Blitzableiter errichtet, „um zu brechen das aus der Höhe kommende Unwetter.“ In der Nacht des Mittelalters ist dann auch die Kenntniß des Blitzableiters wieder verloren gegangen, um von Benjamin Franklin von neuem verbreitet zu werden. G.

Abschied. Von Moriz Rosenstein.

Noch liegt die Welt in nächtig stummer Ruh' —
Die Blumen schlummern noch in stillem Reigen,
Und traumbefangen ihre Wipfel neigen
Die Linden dort der nahen Quelle zu.
Ade!

Noch einmal laß mich dir in's Auge sehn
Und von der Wange dir die Thräne küssen —
Schon fällt der Thau auf's weiche Rasentissen,
Ein kühl' Hauch hebt flüsternd an zu wehn.
Ade!

Das Frühroth dämmert schon im Morgengraun,
Durch Nebelflor bricht es sich seine Bahnen —
Der laute Tag darf unser Glück nicht ahnen,
Nur stille Nacht soll unser Kosen schau'n —
Ade!

Silbenräthsel.

Aus folgenden 36 Silben sollen 17 Wörter gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines großen Gelehrten und Socialisten der Neuzeit, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Wort desselben ergeben. Die Silben lauten: a, ar, an, dan, don, den, du, eu, ent, fa, ju, her, la, las, li, li, lon, mas, mon, nan, nau, ni, ni, no, pe, rar, ret, sa, ste, ter, tig, tik, ti, tiv, ton, wurs. Bedeutung der Wörter: 1) ein Seemannsmaß; 2) eine von den 9 Mufen; 3) ein Küchengewächs; 4) ein französischer Revolutionär von 1789; 5) ein Monat; 6) Fremdwort für Schiffahrtskunde; 7) ein spirituoßes Getränk; 8) ein weiblicher Vorname; 9) ein berühmter französischer Romanschriftsteller; 10) eine Stadt in England; 11) ein Fluß in Italien; 12) Fremdwort für Gestell; 13) eine Stadt in Mecklenburg; 14) ein Metall; 15) eine Farbe; 16) Name des deutschen Reichsquaselpeters; 17) deutsches Wort für Skizze.

Korrespondenz.

Hamburg. J. L. Wir konnten in dieser Nummer die Anleiung zum Schachspiel noch nicht bringen, weil uns der Raum zu knapp wurde; dafür aber in der nächsten!
Berlin. W. A. L. Die Mittheilungen Ihres Briefes nehmen einen Anlauf, wie der Vorjah zur „That“ bei dem Sächsischen Erbschaftsbesitzer Pampus v. Perussia, und laufen auch auf etwas Ähnliches hinaus. Damit Sie in künftigen Fällen mit dem Felben v. Perussia in Berlin zu schreiben vermögen, sei den einschlagenden Strophen Schachfelds hier ein Plätzchen gegönnt:

Doch eine That, ich schwör's, sei igt von mir gethan,
Wie sie die blöde Welt sich nicht im Traume denkt!
Gräßlich und kalt . . . mein Name soll zur Nachwelt noch
Durch diese That sich überpflanzen, schredenvoll;
So wahr ich hier an diesem Friedergrabe steh,
Ich — Pampus von Perussia — der Erbschaftsbesitzer.

Die Welt war damals harmlos noch. Man kannte nicht
Des bürgerlichen Rechtes vielverschlungenen Pfad,
Und selbst der Greis im Silberbart, er wußte nicht
Die Antwort auf die Frage, was ein Darlehn sei.
Doch jenen Tags ward im Wald von Sinesia
Zum erstenmal, seit daß die Welt geschaffen stand,
Ein Held von einem andern Helden — angepumpt!

Sagen Sie uns künftighin, lieber Hr. W. A. L., durch Wendungen, „Sie müssen mir beistehen, mich helfen,“ keinen so großen Schrecken ein, wenn Sie nichts weiter wollen, als ein paar Bücher, die wir leider gar nicht besitzen. Sie werden indeß doch jedenfalls einen Freund haben, der Student ist oder sonstwie mit der Universitätsbibliothek oder einer andern öffentlichen Büchersammlung in Verbindung steht — der kann Ihnen das Gewünschte ganz leicht und sofort beschaffen.